# Hexengeschichten

von

Ludwig Bechstein.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1854.

# Inhalt.

# Teufelsbuhlschaft.

(Nach einer ausführlichen gleichzeitigen handschriftlichen Berichterstattung im Hennebergischen Gesammt-Archiv zu Meiningen.)

Es war am Vorabend des Festes Mariä Verkündigung im Jahre des Herrn 1533, als sich allgemach die Schänkstube des Rath- und Schlundhauses zu Schildach im Schwabenlande von Zechgästen leerte, und der wohlbeleibte Schänkwirth, zugleich Schultheiß des Städtleins, jedem scheidenden Gast eine ebenso geruhsame Nacht wünschte, als er für sich selbst eine hoffte.

Das Städtchen Schildach liegt im Großherzogthum Baden, aber der würtembergischen Grenze ganz nahe, im Landgericht Hornberg; ein gleichnamiges Bergwasser rollt munter hindurch und seine Wellen der Kinzig zu.

Ehrn Vollrad, der Rathswirth, war seit kurzem Wittwer und führte seine Wirthschaft mit Hülfe einer Dienstmagd, die hübsch, tüchtig und fleißig war; bei dieser schlief, drüben über der Flur, das einzige Kind, ein Töchterchen von vier Jahren, welches des Wirthes verstorbene Frau diesem hinterlassen; sein eigenes Schlafgemach stieß dicht an die Wohn- und Schänkstube.

Das Kind schlief bereits; die junge Magd war noch auf, doch ziemlich schläfrig — draußen vor dem Rathhaus stieß der Nachtwächter mächtiglich in das Horn, tutete die eilfte Stunde an, und sang mit grölzender Stimme:

„Christ, der du bist das Licht und Tag,
Die Finsternuß der Nacht verjag!
Wir glauben dich des Lichtes Schein
Das du verkündet hast zu sein.

Wir bitten, Herr, dein heilig' Güt'
Daß sie uns diese Nacht behüt."
Sei uns Ruh in deiner Macht,
Verleih uns ein' ruhige Nacht!
'S hat eilf geschlagen!
Lobet Gott den Herrn! —"

Durch die Nacht brauste der Frühlingswind; es war um die Zeit des Aequinoctiums, ein Montagabend, der 24. März. Große Tropfen schlugen an die Fenster und durch rasch ziehende schwarze Wolken warf der Mond oft einen gespenstigen Schein auf Häuser und Straßen, bald hüllte sich alles wieder in tiefes Dunkel, schier unheimlich.

Vollrad nahm eine Ampel in die Hand, und trat aus dem Zimmer, in die geräumige Hausflur leuchtend, die voll Tonnen stand, in der die Rathswage hing, in der mehrere Säcke standen, eine Tracht Felle lag, darin sich auch einige Tische befanden nebst Bänken, an denen an Markttagen die Bauern zechten. Oben am dunkelbraun geräucherten, mit den zartesten Vorhängen, von Spinnen

gewebt, verzierten Deckengetäfel hingen die neu vom Stadtrath angeschafften Feuereimer, an jedem das Wappen des Städtleins, drei rothe Schildlein im silbernen Felde, sauber angemalt, eine wahre Pracht. Vollrad warf einen Blick hinauf zu diesen Eimern, und murmelte: „Gott behüte uns, daß wir euch nicht brauchen!“ — dann sprach er zu der Magd: „Schließe das Haus Kathrin, und lege dich schlafen!“

In diesem Augenblick erscholl eine Stimme: „Ja Maid! lege dich, ich komme auch gleich und lege mich!“

Das Mädchen kreischte erschrocken laut auf — den Schultheiß durchfuhr ein Schauer — doch dachte er, es möge sich etwa ein loser Gesell hinter ein Faß versteckt haben, und Possen treiben wollen, oder schlimmeres; er leuchtete daher sorglich umher im ganzen Flur und fand und erblickte nichts, worauf er zornig ausrief: „Lieg' am Galgen, wer du auch bist!“ und der Köchin gebot: „Schließe deine Kammer wohl zu, und lege dich nieder!“

Die Dienerin gehorchte diesem Befehl ohne Säumen, aber in demselben Augenblick rief dieselbe Stimme, die vorhin sich hatte hören lassen: „Ich werde schon den Riegel halten!“

Vollrad hörte indeß, wie jene ihr Thürschloß zuschnappte und von innen die Thüre verriegelte. Er ging nun selbst zur Hausthüre und that an dieser das nämliche; er schnappte das mächtige mit vieler Kunst gearbeitete

Schloß ab, und warf die zwei großen Riegel vor, dann ging er mit raschem Schritt nach seiner Bettkammer, denn es kam ihn ein Grausen und ein Gruseln an. Mit ungewohnter Schnelle entledigte er sich der Kleider, warf sich in das Bett, zog die Decke über sich, nachdem er sich gekreuzigt und gesegnet, und betete sein Ave Maria und sein Vaterunser, in Hoffnung, durch diese geistlichen Waffen geschützt zu sein und unangefochten zu bleiben.

Der Rathsherr, Stadtschultheiß und Rathswirth zu Schildach, Ehrn Vollrad, sollte in dieser Nacht keine geruhsame Nacht haben. Zuerst konnte er nicht einschlafen, das war schon schlimm und ganz gegen seine Gewohnheit. Sodann ging die Thüre, welche von der Flur in die Wohnstube führte, und welche Vollrad seines Wissens verriegelt hatte, auf und wieder zu; hierauf ging auch die Kammerthüre, die ebenfalls in gleicher Weise verriegelt worden war, auf und wieder zu, und zwar nicht etwa nur einmal, sondern fortwährend, klipp — klapp — auf und zu — klipp — klapp — auf und zu, so daß es dem tapfern Schultheißen im Bette unerträglich, und zumal auch unerträglich heiß vor Angst wurde, und fuhr heraus, rasch in die Kleider, schlug Funken in den Zunderkasten und entzündete eilig die Lampe, riß den über dem Bette hängenden Stoßdegen von der Wand und eröffnete gegen den unsichtbaren Feind einen Feldzug, wie weiland seine Ahnen, die sieben Schwaben,

abenteuerlichen Andenkens, gegen den Seehasen, ungeheuerlichen Andenkens. Aber der Feind, gegen den der tapfere Stadtschultheiß seinen mitternächtlichen Feldzug begann, war leider ein viel schlimmerer, als der Seehas, es war der böse Feind in höchsteigener Person, oder mindestens ein Abgesandter desselben, der sein Creditiv bald genug abgab. Der Stadtschultheiß führte einige Lufthiebe die Kreuz und die Quere, erst in der Bettkammer, dann in der Wohnstube.

Da plötzlich — trommelte es und zum Trommelschlag scholl die Pickelpfeife, hell und deutlich, als nahe eine Söldnerschaar — aber nicht draußen, sondern auf dem Ofen, der einen nicht geringen Theil der Stube einnahm, und mit gar schönem Bildwerk auf den braun glasirten Kacheln verziert war. Kaiser Karl der Große mit dem Reichsapfel, König Saul mit dem Spieß, König David mit der Harfe, Frau Justitia mit Wage, Schwert und Binde waren an diesem Prachtexemplar eines Ofens zu erblicken. Ft! zischte ein Schwerthieb Vollrads hinauf nach dem Gesims des Ofens, das aus aneinandergereihten geflügelten, bausbäckigen Engelköpfen gebildet war, und schlug einen Engelkopf entzwei.

Da rasselt es wie von zehn Trommelfellen unter dem Tisch: bidi bum, bidi bum, bidi bumbumbum. Ft! ein Hieb unter den Tisch, daß sich die Klinge um das Bein bog, welches sie hart und tief getroffen. Rrrrrr! Tumderumdumdum, tumderumdumdum — ra-

saunte es zu hellem Querpfeifenklang mit dem alten Fünfschlag der Trommler draußen in der Küche.

Zornvoll rannte der Stadtschultheiß hinaus, stellte die Lampe auf ein Faß in der Flur, und wüthete in die Küche hinein, wo er Krügen, Tellern, Kannen und Töpfen eine schreckliche Niederlage beibrachte. Das krachte und prasselte wie ein Platzregen von Scherben, aber zu gleicher Zeit erhob sich ein noch ärgeres rasseln und prasseln, mit dem lärmendsten trommeln und pfeifen gemischt, in der Oesse; es war gerade als wenn das wüthige Heer hindurchziehe, und dann war es draußen auf dem Dache, das Kriegsgetümmel, und schreckte die Nachbarschaft aus dem Schlafe, und das währte so lange, bis die zwölfte Stunde sich schloß und der heilige Jungfrauentag anfing, da verstummte plötzlich der Lärm, und der Nachtwächter trat wiederum auf den Markt und stieß ins Horn und sang, daß alle Hunde in der Nachbarschaft dazu laut aufheulten:

Daß nit ein schwerer Traum zufall'
Noch uns begreif' des Feindes Schall!
Daß nit das Fleisch verwillig ihm
Und uns Schuldigen schaff dein'n Grimm!

Unser Augen der Schlaf begreif',
Das Herz wach' zu dir allzeit steif,
Dein recht' Hand wöll beschirmen Herr,
Dein' Diener, die Dich lieben sehr!

'S hat zwölfe geschlagen!
Lobet Gott den Herrn!" —

Mit zittern und zagen kroch der Stadtschultheiß wieder in seine Kissen, nachdem er nochmals die Thüren zu Stube und Schlafkammer sorglich verriegelt, und blieb in dieser Nacht ferner unangefochten. —

Spät und in Schweiß gebadet erwachte Ehrn Vollrad; er hielt das gestern zu Nacht erlebte für einen bösen Traum, dieweil er vielleicht ein Trünklein übern Durst gethan von dem vorjährigen nachbarlichen Seewein, der noch halb Most war, und der sich sehr schön zu bauen verhieß; der Kopf war ihm wüst und es lag ihm bleischwer in den Gliedern. Er enthob sich ächzend der Lagerstatt, stieß den Fensterladen auf, das Glöcklein, das zur Frühmette des Marientages rief, bimmelte schon und als er die Stube geöffnet, erblickte er die junge, Magd bereits im schmucken Anzug, und nur auf das Oeffnen seiner Thüre harrend, ihm das Morgensüpplein zu bringen, doch sah auch Kathrin etwas verstört aus und sprach gleich nach dem Morgengruß: „Schaut Herr, in der Küchen, da hat einer schöne Arbeit gemacht. Vier Apostelkrüge, auch der mit dem heiligen Gotteslamm — sind zerschlagen; zwei Schüsseln und fünf Teller, und noch dazu die schönsten, mit den bunten Bildern aus Wälschland, die Ihr erst vor kurzen gekauft — dort liegen sie in Scherben. In meiner kupfernen Wasserbutte ist mitten durch das Bild der Verkündigung Mariä eine Scharte gehauen — was soll das sein und bedeuten? Herr?“

„Maid! Der böse Feind, Dein Buhle — mag das wissen, ich nicht!“ — entgegnete im Unmuth der Rathswirth. „Hast Du nichts gehört gestern Nacht?“

„Ich hab' meinen Psalm gesprochen und meinen Segen, und hab' nichts gehört — und Ihr dürft mich kein Teufelsbuhle schelten, Herr, daß Ihr es wißt!“

Ein leises Klopfen an der Rathhausthüre unterbrach dieses Gespräch, zugleich rief aus der Schlafstube Kathrine's drüben über der Flur das erwachte Töchterlein des Wirthes nach der Pflegerin, und Kathrine eilte hinüber zum Kinde, während Ehrn Vollrad die Hausthüre öffnete. Der Einlaß begehrende war der Rathsdiener Ulrich, eine alte Spießbürgergestalt, kurz, stämmig, ausgedient, bewehrt mit rostiger Wehr, welcher kam, nach Befehlen zum Wohle des Städtleins zu fragen.

„Ulrich, gehe doch sogleich zu den sämmtlichen Beisitzern eines hochedlen Magistrates allhier zu Schildach. Ich lasse die hochweisen Herren bitten nach der Frühmette sich zu einer Sitzung bei mir einzufinden, es ist eine Sach' von Wichtigkeit, es darf keiner fehlen.“

Der Bote humpelte schlurfenden Ganges von dannen. „Ulrich!“ rief ihn die Stimme des Stadtschuldheißen zurück. „Sobald du die Herren entboten hast, und sobald die Morgenkirch' aus ist, gangest du hin zum Pfarrherrn Decius, ich laß' ihn auch entbieten. Die Sach' ist gar zu wichtig.“

Wieder wandte der Stadtbote den Schritt so eilend, als ihm sein Alter und seine Säbelbeine erlaubten.

„Ulrich!“ scholl es abermals hinter ihm drein. Etwas mürrisch kehrte der gerufene sich um, und blieb stehen.

„Hierher!“ gebot Ehrn Vollrad: „Soll ich etwa, was ich zu befehlen habe, über den ganzen Markt schreien?“ Ulrich kam. „Wenn du den Pfarrherrn entboten, so gehst du hinauf nach Schenkenzell, zum Pfarrherrn, Pater Ericus, meinem Gevattersmann, und richtest meinen schönsten Gruß aus, und er möcht' seine Predigt heint kurz fassen, und gleich nach der Kirch' herunter zu mir ins Rathhaus kommen, ich hätt' ihm gar was wichtiges mitzutheilen — bei einem Schöpplein vom besten, das vergiß nicht Ulrich, sag' ihm ja: bei einem Schöpplein vom besten, sonst kommt er nit, denn selbiger Pfaff ist ein Schlemmer.“

Ulrich enthumpelte abermals und murmelte etwas unwirsches durch den Ueberrest seiner Zähne, worauf er sich in die Gassen des Städtleins verlor, die Siebener zu bescheiden, welche als Stadtälteste den Gemeinderath zu Schildach bildeten.

Indessen waltete Ehrn Vollrad in seinem Hause mehr als Wirth, denn als Oberhaupt, und doch auch wieder als solches vorsorgend und vorbereitend; er schnitt in der Speisekammer einen Schinken und eine große Wurst ab, nahm gleich einen großen Laib Brot mit,

trug alles in die Wohnstube, legte Messer und Gabeln auf den blankgescheuerten Eichentisch, stellte Salz und Pfeffer auf, und rief der Maid, sie möge zehn Becher bringen, worauf er sich mit einem Licht versah, und aus der Tiefe des Rathskellers einen großen Steinkrug duftigen Weines an das Tageslicht beförderte.

Nach dieser Arbeit putzte sich der wackere Stadtschuldheiß feiertäglich, und empfing die Aufwartung seines lieblichen Töchterleins, das schon zum Kirchgange bereit und von Katharine geschmückt war.

Jetzt kamen nach einander die Geladenen, wurden begrüßt, und jeder wollte ernsthaft die breite Treppe hinan zur Sitzungsstube des hochedlen Rathes schreiten, allein jedem ward in die Wohnstube gewinkt, und jeder gewahrte nicht ohne einige Freude, daß es auf eine Frühstückssitzung, nicht auf eine trockene Stadtrathsitzung für heute gemünzt war.

Da saßen sie nun die edlen Herren im Festtagstaat, stattlich reichsbürgerlich angethan, jeder mit Barett und Pelzschaube, gepufftem Wamms, gesticktem Koller, mancher um den Hals eine schwere goldene Kette oder doch ein Goldstück an schlichter Schnur, jeder die stattliche Wehr an der Seite, und jeder mit so wichtiger Amtsmiene, als gälte es, des heiligen römischen Reichs Wohlfahrt zu entscheiden, oder mindestens einen Kaiser zu küren. Zumal ihrer sieben waren, die beliebte Schwabenzahl, kamen sie sich vor wie Kurfürsten.

Der stattlichste, auch klügste, war Klas Mollner, Besitzer der Mühle an der Schildach, ein Mann, nicht minder klug wie der Allgäuer mannlichen Andenkens und absonderlich herzhaft. Er war der reichste, und galt daher als Vorsitzender des Siebenerrathes. Nach ihm folgte Märten Bäck, der erste Bäcker des Städtleins, berühmt durch die Güte seiner Waare und seines Weines, denn er hielt eine Schänkstube, durch die er dem Rathswirth manchen Abbruch that. Es folgte Ehrn Asmann, Kauf- und Handelsherr, welcher in langen und kurzen Waaren machte, was irgend einer brauchte, vom Lebkuchen bis zur Zwiebel, vom Rechen bis zum Quirl, von der Citrone bis zum Senfkorn, vom Hampelmann bis zum Stehaufchen aus Hollundermark, vom Stockfisch bis zur Sardelle, vom Schleier bis zum Facinettlein, von der Sense bis zum Federmesser, von der Ofengabel bis zur Stecknadel. War gar ein gewichtiger Mann, dabei fein und schlau. Groß und breit erschien der dritte, Johann Rink, ein Brauherr und Schänkwirth, Ehrn Vollrads, des Rathsbrauers und Raths-Schänkwirths ärgster Rival im Geschäft, ernsthaft und gravitätisch. Ihm auf dem Fuße folgte Meister Cyrillus Birkhahn, des Städtleins wohlhabendster und kunstreicher Huf- und Waffenschmidt. Nach diesem stolzirte Ehrn Hippenpfeifer, Obermeister der ehrsamen Metzgerzunft des Städtleins, in das Rathhaus, ein Mann von stolzer und vornehmer Haltung,

der sich in der Welt umgesehen, und als Wandergesell bis nach München und Innsbruck gekommen war.

Den Beschluß machte ein Studirter, Doctor Praxedes Apollinaris Staubwedel, die größte Geistessonne von Schildach, erster Arzt und zugleich Apotheker, Rathsherr und zugleich Stadtschreiber, Chirurg und zugleich Bader, ein kundiges Allesinallem, Besitzer einer Badstube und Zwaganstalt, eines stattlichen Hauses und vieler Ländereien.

Als diese würdigen Männer nach gegenseitigen Begrüßungen und nach Rang und Stande Platz genommen hatten, und dem Morgenimbiß auf die Nöthigungen des Stadtschultheißen tapfer zusprachen, theilte ihnen dieser das seltsame Abenteuer der vergangenen Nacht mit. Diese Mittheilung wurde mit großem Erstaunen vernommen, und schier unglaublich befunden.

„Möget Euch schön gefürchtet haben, Herr Stadtschultheiß! Mir wäre sothanes nicht begegnet!“ höhnte Mollner. Märten Bäck sprach gar nichts zu dem bedenklichen Fall, er kaute. Asmann schüttelte den Kopf zu wiederholtenmalen, und murmelte: „Ich meinestheils kann mir aus selbigem Casus nichts zusammen addiren, es geht über die vier Species hinaus.“ Johann Rink lächelte skoptisch vor sich hin, und stichelte: „Wieviel Maaß habt Ihr denn gestern Abend zu Euch genommen, Herr Stadtschultheiß?“

Cyrillus Birkhahn schnitt ein Faunengesicht, und witzelte: „Die Maid ist nicht übel, das giebt eine Eifersucht; habt Acht, es ist ein Spuk, der Fleisch und Beine hat!“

„Fleisch und Knochen“, das sage ich auch, sprach der Metzgermeister Hippenpfeifer, „ganz gewiß, ein paar Pfund junges Kalbfleisch mit Zulage.“

„Stimme nicht bei, stimme nicht bei“ näselte mit einer fistulirenden Stimme Doctor Staubwedel, der in der heiligen Taufe eigentlich die Namen Johann Adam erhalten, aber sich selbst Praxedes benamset hatte, um dadurch auf seine Praxis hinzudeuten, und Apollinaris, weil der heidnische Apollo der Gott der Aerzte und der edlen Heilkunst gewesen. Als einen Sohn und Jünger sothanen Gottes wollte Staubwedel sich betrachtet wissen, hatte auch seinen nicht eben vom Sonnen- und Poetengott abstammenden deutschen Namen Staubwedel in das Griechische verkehrt, und nannte sich Doktor Konirhipis.

„Stimme nicht bei!“ wiederholte der Doctor mit wichtiger Miene: „Glaube vielmehr, daß hier ein Casus magicus, wo nicht diabolicus vorliegt. Möchte wohl ein Geplärr des leidigen Satans sein, dürfte etwann ein Hausteufel, Kobold oder sonstiges Teufelsspectrum seinen Sitz im hiesigen Rathhaus suchen, und Aergerniß zu geben, sich gemüßiget finden.“

Dieser Rede des Doctors folgte von Seiten seiner Zuhörer manches „hm, hm“ — von dem nicht abzunehmen war, ob es Zustimmung oder Verneinung ausdrücken sollte.

Jetzt erschien auch Magister Decius, des Städtleins wohlbestallter Pfarrherr; ehrfurchtsvoll öffnete ihm Ulrich, der sich in der Hausflur von Kathrine mit einem Morgenimbiß vergnügen ließ, nachdem er seine sämmtlichen Sendungen vollzogen. Decius trat schmunzelnd in die Gesellschaft ein, worauf ihm sogleich alles nöthige zur Erquickung dargeboten und der absonderliche Fall vorgetragen wurde. Der Pfarrer erschrak fast sehr, und ließ Messer und Gabel fallen; er sprach nur das eine Wort: „Exorcismus!“ Dann setzte er sein unterbrochenes Geschäft fort, und als er sich gehörig gestärkt und erquickt hatte, entsandte er Ulrich zum Meßner, daß dieser mit Weihwasserkessel, Aspergillum und dem Meßbuch, darin die Formeln des Exorcismus enthalten, sich ohne Säumen ebenfalls zur Stelle verfüge.

Unterdeß wurde der bedenkliche Fall noch reiflichst durchsprochen und erwogen, und nebenbei wurde auch die große Kanne, die voll Wein gewesen war, leer, so daß Ehrn Vollrad sich gemüßiget fand, nochmals hinab in den Kellerraum zu steigen, und selbige frisch zu füllen.

Mit dem Meßner von Schildach traf an der Thüre der Pfarrer Ericus von Schenkenzell zusammen, und beide traten gleichzeitig in das Rathhaus.

„Nun nun nun, was soll es denn geben am lieben Feiertag?“ fragte Ericus, in der Flur den so eben die Treppe heraufsteigenden und keuchenden Rathswirth der Stadt. „Was habt Ihr denn so wichtiges, Ehrn Vollrad?“

„Ach, Herr Pfarrer!“ ächzte Vollrad: „der Belzebub, Gott sei bei uns, ist los! Kommt nur herein, Ihr werdet sogleich mehr davon hören!“

Pater Ericus trat ein, grüßte, ward begrüßt, und nahm seinen Sitz ein, und vernahm den Handel, oder vielmehr die Sache, um die es sich handelte. Er legte weniger Schreck an den Tag als der Pfarrer Decius, vielmehr ungemein viel Zuversicht, es mit allen Kobolden und Teufelsgespenstern aufzunehmen.

Der Meßner an der Pfarrkirche zu Schildach erschien jetzt mit allem, was ihm herbeizubringen anbefohlen war, und brachte auch das priesterliche Gewand mit, ohne welches der Pfarrer nicht wohl eine öffentliche Amtsverrichtung vornehmen konnte. Statt der Sakristei diente jetzt des Rathswirths Bettkammer, dar in der Meßner seinen Pfarrer mit der Alba, mit Stole, Cingulum und Humerale bekleidete, die Planeta ihm über- und den Manipulus ihm über den linken Vorderarm hing.

Nach diesen Vorbereitungen erhob sich die ganze Gesellschaft und trat, an der Spitze der Pfarrer Decius gefolgt von seinem Amtsbruder und dem Meßner, dann die Herren des Rathes in das Vorhaus, wo sie sich aufstellten.

Der Pfarrer schlug im Meßbuch das Gebet gegen Anfechtungen auf, las Collecta, Secreta und Complenda; dann begann er: Exorcisco te, creatura diabolica per deum † vivum, per deum † verum, per deum † sanctum — u. s. w., schlug die Kreuze, tauchte den Wedel in das geweihte Naß, sprengte hierhin, sprengte dorthin — da ging es „wiswiswiswiswiswissumsumsumsumsumsumsumsum, ihm wispernd und sumsummend immer um den Kopf herum, bald an einem Ohr, bald am anderen, das war dem Pfarrer sehr störend und er merkte wohl, mit wem er es zu thun habe. Er nahm daher zu einer stärkeren Bannformel seine Zuflucht und beschwur den Teufel bei der Kraft und dem Wort des allmächtigen Gottes, daß er sich laut redend solle vernehmen lassen: „Und sage mir, wer Du bist, und welches Dein begehren ist, armer unseliger Geist, und womit Dir kann geholfen werden durch Eli Sabaoth Kyrie Tetragrammaton."

Dem Teufel mochte bei dem Worte Tetragrammaton sein, als werde er zermörselt, denn mit einemmale brüllte eine Stimme überlaut: „Mordjo! Mordjo! Du Schandlästerpfaff!" — daß alle Hörer sich entsetzten.

Der Pfarrer erzürnte sich über diesen unhöflichen Gruß äußerst, und fragte mit aller Strenge: „Wer bist Du, unsauberer Geist?"

„Der Teufel bin ich, und nicht um ein Härlein unsaubrer wie Du, Pfaff!" scholl die schreckliche Antwort.

„Was thust Du hier? Was suchst und was begehrest Du?" fragte im Amtseifer Magister Decius.

„Nichts thue ich hier! Es gefällt mir hier, darum bin ich da! Dem Schultheißen will ich das Haus überm Kopf anbrennen, das ist mein Begehr!"

Dem Schultheißen schlotterten die Kniee; mit Entsetzen hörten alle diese Rede.

„Warum willt Du solches thun?" fragte standhaft der Pfarrer weiter.

„Weil der Schultheiß mir mein Maidlein vorenthält, meine liebste Buhle!" scholl die Antwort.

„Wer ist diese Deine liebste Buhle?"

„Die Maid im Haus, du Schandpfaff!"

Jedermänniglich entsetzte sich, denn die Köchin galt für eine unbescholtene und sittsamliche Jungfer, und nur diese konnte gemeint sein, denn des Wirthes Töchterlein war ja noch ein Kind.

Der Pfarrer gab jetzt seinem Teufelsexamen eine andere Wendung, er dachte: Wer weiß, wenn dir wieder einmal ein Teufel Rede steht, zumal dir noch nie einer Rede gestanden, und begann den Teufel mit seltsamen Gewissensfragen zu behelligen.

„Kannst Du auch beten, Teufel?“

„Wenn Du mirs vorplapperst, Plapperpfaff! so kann ich's wohl nachplappern, kann Dir auch was pfeifen!“ Jetzt begann der Pfarrer das heilige Vaterunser zu beten — und der Teufel sprach es tapfer nach, bis zu der Bitte: Vergieb uns, wie wir vergeben — da pfiff der Teufel.

Dann muthete Magister Decius, einmal im Zuge, dem Teufel zu, auch ein Ave Maria und das Credo nachzusprechen; der Teufel sprach auch in der That nach, aber wo es ihm nicht gefiel, nachzusprechen, da pfiff er, und verhöhnte damit den Pfarrer, das Gebet und den Glauben zu gleicher Zeit.

Während dieß im Rathhausflur vorging, war durch des Stadtdieners Ulrich Zunge ruchtbar geworden im Städtlein Schildach, daß etwas ganz außerordentliches sich im Rathhaus begeben müsse, dieweil alle Siebener und zwei Pfarrer dorthin entboten seien, und sei doch niemand krank, müsse was absonderliches auf sich haben; es drängten sich Leute herein, die Thüre blieb geöffnet, und bald stand es draußen Kopf an Kopf, dicht gedrängt, allerlei gaffendes Volk, ehrsame Spießbürger, alte und junge Weiber und die liebe Jugend in hellen Haufen.

Der Stadtschultheiß winkte Ulrich, die Thüre zu schließen, allein dieß ging schon nicht, die Leute wichen nicht und wankten nicht, sie hörten zu und stan-

den mauerfest, Keil an Keil. Sie standen mit offenen Mäulern und hörten dem Teufel aufmerksamer zu als den Sermonen des Pfarrers in der Kirche. Endlich fragte der Pfarrer Decius: „Sage Teufel, wie lange ist das Maidlein Deine Buhle — und wer erlaubt Dir das?“

Gleich kam die Antwort mit gellender und schmetternder Stimme: „Sage Du Schandlästerpfaff, wie lange ist Deine Köchin Deine Buhle, und wer erlaubt Dir das?“ — Rings erscholl Gelächter, und der Pfarrer Decius rannte zornroth in die Stube zurück, wollte nicht weiter dem losen, argen, tückischen Teufel fragen, nichts weiter mit ihm zu schaffen haben.

Da jedoch die Sache trotz all ihrer Grauslichkeit und Unheimlichkeit jetzt begonnen hatte, einen heitern Charakter anzunehmen, so drängte es den herzhaften Müller, den Spaß fortzusetzen, und er warf die kecke Frage auf: „He Teufel, kannst Du auch singen gleich einer Nachtigall?“ Gleich hob die unsichtbare Stimme an sich singend und plärrend vernehmen zu lassen, daß sich schier jedermann verwunderte. Der Teufel sang damals im Volke lebende Schlumperliedlein, wie:

„Daß der Winter nit stät will sein,
Das klagen die Maidlein sehre u. s. w.“

und: „Es ist das allerböseſt Weib u. s. w.“

und: „Ich weiß mir ein' Frau Fischerin, Fischerin —
Wann sie fuhr über Meer;
Mit ihrem kleinen Schiffelein, Schiffelein,
Nach Fischen stund ihr Begehr. u. s. w.“

und singend: „Die Brünnlein die da fließen
Die soll man trinken.
Und der eine stäte Buhle hat —“
sprechend: (vierzehn Jahre: wie der Pfarrer zu Schildach.)
singend: Der soll ihr winken,
Ja winken mit den Augen,
Und treten auf den Fuß.
Es ist ein harter Orden —
sprechend: (Die Pfarrer von Schildach und Schenkenzell sind nit in selbigem!)
singend: Harter Orden,
Der seinen Buhlen meiden muß.“

So etwas war noch nicht erhört worden weder zu Schildach, noch sonst wo — der Pfarrer von Schenkenzell lief seinem Confrater nach in die Stube — und es währte gar nicht lange, so hatte jeder der Rathsherren seinen Theil an Schimpf und Spott empfangen, und wollte nichts mehr hören, und endlich schwieg auch der Poltergeist und das Volk verlief sich, und trug die Wundermär in alle Häuser des Städtleins.

Der Rathswirth und Stadtschultheiß war durch alle diese Vorgänge also sehr in Furcht und Schrecken gesetzt, daß er die Männer allzumal bat, theils über Mittag bei ihm zu speisen, theils wieder zu kommen und die Nacht über bei ihm zu bleiben, denn allein wollte er um keinen Preis schlafen, gab auch sogleich Befehl in seiner Schlafkammer für mehr Betten und frische Bettgewande zu sorgen. Es brachte jedoch die

Mehrzahl der Rathsverwandten Entschuldigungen vor, diesen Wunsch Ehrn Vollrads nicht erfüllen zu können, und auch der Pfarrer des Städtleins gab vor, Abhaltung zu haben.

Der Köchin wurde bei ihrem ab= und zugehen von den Gästen manche anzügliche Frage z Theil, die ihr das Blut in die Wangen trieb, sie roth, aber auch ärgerlich machte, und sie gab den Fragern manche schnippische aber auch manche kecke und trotzige Antwort zurück.

Beim Stadtschultheiß blieben zur Nacht blos der Pfarrer Ericus von Schenkenzell, der tapfere Müller und Meister Cyrillus der Waffenschmied. Ulrich, der Stadtknecht mußte mit dem Spieß auf der Stufe der kurzen Steintreppe sitzen, die aus der Rathhausflur zur Stube Ehrn Vollrads herauf führte.

Als zehn Uhr vorüber war, tutete wieder der Nachtwächter und sang gar schrecklich schön:

„O Sünder, tracht' mit Fleiß, wie dein Erlösung sei,
Ang'fangen nach der Speis' und Hymnus Melodei.
Do Christus wollt den Preis selb b'halten, machen frei
Den Menschen von Sathanas Gewalt.
'S hat zehn geschlagen!
Lobet Gott den Herrn." —

„Rücke zu, Mollner, ich will bei Dir liegen!" — sprach plötzlich eine Stimme zu Clas, dem Müller.

„Lieg' am Galgen!“ fuhr der herzhafte Müller grob heraus!

„Nein, bei Dir will ich liegen!“ war die Antwort. „Will Dich drücken, zwicken, ersticken!“ —

„Hoho! Wenn es Gottes Wille ist!“ rief der Müller muthig. „Komm her Du Schalk, Du Erzschalk, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau! Liege zu mir!“

„Ich thue Dir was aufs Maul, Mollner!“ rief die Teufelsstimme zornig aus, und es fuhr ein Stecken über die Köpfe der in ihren Betten ruhenden, der die Glatze des Schenkenzeller Pfarrherrn streifte, daß dieser Zetermordjo schrie.

„Teufel, von wannen kommt Dir die Macht, zu sprechen, zu singen und zu tückebolden? Und hast doch weder Fleisch noch Blut!“ — fragte der Müller.

Da ging es „wiswiswiswiswiswis“ vor dem Ohr des Müllers, und der Teufel wisperte ihm etwas zu, und mit so eiskaltem Odem in das Ohr hinein, daß dem Müller ein Schauer, wie der Schauer des Todes vom Wirbel bis zur Zehe drang und er gänzlich verstummte, ein Kreuz schlug und alle Stoßseufzer betete, die er konnte und wußte und keine Frage wieder that.

Und darauf blieb es stille.

Nach einer Zeit sang wieder draußen der Nachtwächter:

„Christ sprach: mein' Seel' betrübt das bittre Sterben mein
Das dann von eurer Lieb nahet und kommt herein,
Sitzt hie bei diesem Ort Gethsemane gemein,
Ich gang zu beten also bald. —
'S hat eilf geschlagen!
Lobet Gott den Herrn! —"

Kaum daß dieser Vers eines alten Passionsliedes verklungen war, und des Nachtwächters schlurfender Schritt sich in eine Straße verloren hatte, so vernahm man vom Hochhaus des Rathhauses, das ist der Söller oder Balkon, darauf die Stadtpfeifer bei festlichen Tagen ihr Spiel erschallen ließen, ein lustiges pfeifen und trommeln, Soldatenmärsche und allerlei Weisen fort und fort, daß keiner im Rathhaus ein Auge zuthun konnte, und das währte so lange, bis der Wächter wieder auf den Markt kam und vor das Rathhaus trat, und zu singen anhob — da verstummte plötzlich die Musik des Nachtvirtuosen. Der Wächter sang:

„Mit ihm nahm er drei, Petrum, Jacob, Joan,
Drum er auch war erschien'n am Berg Tabor mit wan.
Stieg an Oelberg mit ihn'n, sprach: sitzt, wacht, bet't voran,
Daß euch der Feind nit ganz verführ! —
'S hat zwölf geschlagen!
Lobet Gott den Herrn!"

Und von da an blieb es stille.

Am andern Tage aber war der Teufel wiederum los im Rathhause zu Schildach. Vom Hochhaus aus erneute sich das Geplärr, Getön und Gelärm, es war

schier ein Spukwesen, wie Anno 1848, da das Volk zu Versammlungen zusammenrannte, um manchen Teufel schwatzen zu hören, und hinterdrein zu sehen, daß nichts dahinter. Immerfort Getümmel und Getrümmel und Pfeifen und Katzenmusik, ein Gratisconzert zum Besten der Armen mit Reveille und Zapfenstreich, alles wie nach Noten und doch ohne Noten.

Die Männer des Rathes standen jetzt auch außerhalb des Hauses, und blickten mit der übrigen Menge hinauf nach dem Söller, von wo die Teufelsmusik erscholl, und war doch droben keine Seele sichtbar. Da stieß Cyrillus den Müller an, und flüsterte: „Frag' ihn doch, wie es beschaffen sei um die Lehre Lutheri?"

Diese Frage konnte im Jahr 1533, da Doctor Lutherus noch lebte und lehrte, in einem südländischen Schwarzwaldstädtlein, dahin Lutheri Lehre noch keineswegs gedrungen war, gar wohl aufgeworfen werden und von großer Wichtigkeit erscheinen; denn billigte sie der Teufel, so war sie vom Teufel, und verwarf sie der Teufel, so taugte sie erst recht, nach dem Sprüchwort, dem Teufel nichts.

Nun hatte der beherzte Müller, so sehr er in voriger Nacht sich gegrauelt, doch seinen Muth trotz dem Allgäuer, am hellen Tage wieder gefunden, fürchtete sich selbst vor dem Teufel nicht, und that die verfängliche Frage mit lauter Stimme.

Alles wurde tief still und lauschte.

Plötzlich wetterte die Antwort vom Hochhaus herunter: „Ei pfui Dich an! Du lutherischer Schelm! Um diese Lehre ist es also beschaffen, daß Schelme wie Du einer bist, vermeinen, sie dürften in der Fasten Fleisch essen, wie Du in der ersten Fastenwoche am Einertag (Aschermittwoch) zu Basel gethan!“ — Clas Mollner stand wie vom Donner gerührt. Aller Blicke richteten sich zornig und vorwurfsvoll auf ihn. „Ist's wahr? Thatet Ihr das? Ei das ist ja fein und löblich!“ wurden Stimmen laut, und es hoben sich Fäuste in bedroblicher Weise.

„Ja ich that's!“ bekannte der Müller frei, und wandte sich zum heimgehen: „aber ich thu's nimmer wieder. Und der Teufel mag den Teufel wieder fragen!“

Kaum war Clas Mollner durch das Volksgedränge entwichen, als es dem Pfarrer von Schenkenzell, der sich bisher ganz schweigsam verhalten hatte, doch auch drängte, mit dem Teufel anzubinden; gedachte an ihm sein Müthlein zu kühlen und ihn in die Enge zu treiben, hatte sich im Stillen schon mehrere verfängliche Fragen ausgesonnen, und rief zum Söller hinauf: „Teufel, was schenkst Du Deiner Buhlschaft?“

Plärrend scholl die Antwort herunter: „Schalksnarr, Schandpfaff, was fragst Du mich? Hast Du doch in Schenkenzell der Buhlschaften sieben um Dein Haus

herum; die Metzen Greth, die Kättners Lies', die Trutschels Vronel, die Bäcken-Ev', die Kärbles Kätter, die Trachtlers Annsibyll', die Schulzen Mareibärbele! Was schenkst Du diesen, Lästerpfaff?" —

Ein überlautes Halloh und Gelächter flog über den Markt, der Pfarrer Ericus aber war wie von Eiswasser übergossen, und ehe sich einer umsah, war er vom Markt hinweg und ward nicht mehr gesehen zu Schildach.

Darauf hat der Teufel noch eine lange Weile oben fort geplärrt und geplappert, allerlei tolles, wunderseltsames Zeug durch einander, daß den Zuhörern endlich die Haare zu Berge stiegen und die Haut schauderte, und sie mählich ein großes Grausen ankam, und auf alle eine Angst fiel und ein unerklärliches Bangen.

Der Stadtschultheiß aber eilte auch in das Rathhaus zurück und sprach zu seiner Köchin: „Jetzt trollst Du Dich also bald aus dem Hause, Du Teufelsbuhlschaft, die den ganzen schnöden Spuk uns zu Wege bringt, der die besten Männer schändet; hebe Dich alsobald von dannen, oder der Ulrich soll Dir die Wege weisen!"

Da hob die Dirne an, laut zu heulen und zu schreien, und schalt tapfer wieder, wo sie gescholten wurde, ganz dem Christenthum entgegen: „Daß Euch Gottes Marter schände, daß Euch Sankt Veits Tanz anstoße, darum, daß Ihr mich eine Teufelsbuhle scheltet! Froh sein will ich, aus Eurer Teufelswirthschaft

fortzukommen, und die Leute sollen von Euch erfahren, mehr als Euch lieb ist, darauf verlaßt Euch! Ich habe noch ein Heim, wer weiß wie lange Ihr noch ein Heim habt! Und wenn ich eine Teufelsbuhle sein soll, so soll's Euch der Teufel gedenken, daß ich eine bin, und Ihr sollt an mich denken, Ihr schandbarer Mann!“

Unter diesen schier schrecklichen Reden, vor denen der Stadtschultheiß ganz erstarrte, und sprachlos stand, denn also hatte noch kein Mensch auf der Welt zu ihm zu sprechen gewagt, hatte die Magd drüben in ihrer Kammer in Hast und unter heulen das nöthigste ihrer Fahrniß in ein Tuch gebunden, trat damit wieder heraus, sprach zu Ulrich: „Leb' wohl, alte Eule, alter Schubut, und laß nur meine Lade heint noch nachfahren gen Oberndorf, allwo ich daheim bin, und laß Dir von dem alten Schalk und Talk meinen Lohn zahlen, und schick' ihn mir eben auch mit!“ —

Und damit ging die Maid festen und kecken Schrittes, das Gesicht roth und von Thränen überströmt, zum Rathhaus hinaus, durch die Menge.

Scheu wichen vor ihr die Leute alle zur Seite, gaben ihr willig Raum — fürchteten, von ihrem Rock berührt zu werden, schauten ihr befangen und mit Bangen nach.

Die Maid schritt zum Städtlein hinaus, und wandelte gleich einen Fußpfad hinan, der nach Hinter-Auhalden führt, und droben blieb sie stehen.

Sie drehte sich, sie wandte sich, sie streckte den Arm aus gegen das Städtlein, sie schien jetzt ein riesengroßes Weib zu sein.

Und siehe neben ihr ward erblickt die Gestalt eines großen, langen, hagern Mannes, dunkelfarbig, so daß nichts von ihm erkennbar war, und dann verschwand dieser Mann mit ihr hinter der Höhe.

Der Köchin Weg führte von Auhalden über Waldnössingen nach dem schwäbischen Städtlein Oberndorf, am Neckar, im Schwarzwaldkreis gelegen, schier so groß wie Schildach, und etwa drei Stunden weit davon. Von dem Augenblick an, in welchem die Maid aus dem Rathhaus zu Schildach geschritten war, blieb es stille auf dem Rathhaus, erfolgte auf keine Frage mehr eine Antwort, der Teufel schien hinweggeschwunden, war zuletzt gar der lange dunkle Mann auf der Berghöh überm Städtlein gewesen, und hatte seiner liebsten Buhle das Geleit gegeben.

Niemand war mehr froh als der Stadtschultheiß und Rathswirth zu Schildach, Ehrn Vollrad, als er den Teufel und letzterer nicht mehr bei ihm los war. Er feierte noch selben Abend den Abzug des höllischen Trommlers und Kilbepfeifers, nachdem er andere Bedienung angenommen, mit einem guten-Essen nebst ditto Trinken, und es war in der That zu bedauern, daß weder der Pfarrer zu Schildach, noch jener von Schenkenzell, noch auch der beherzte Clas Mollner dar=

an Antheil nahmen. Es kamen ruhige Tage, alles ging seinen gewohnten Gang; die Teufelei, welche im ganzen Kinziger und Schwarzwaldkreis ungemein viel redens verursacht hatte, wurde allgemach weniger besprochen, und so waren vierzehn Tage vergangen, und der Gründonnerstag herbeigekommen, an welchem gewöhnlich viele Landleute aus den nachbarlichen Waldorten herab nach Schildach kamen, dort dem Gottesdienst beiwohnten, beichteten, und in Ehren nach der Kirche in öffentlichen Häusern sich auch mit Trank und Speise erquickten, absonderlich im Schlundhaus, allwo an solchen Tagen in der Flur eine Bäckerin mit frischen Wecken und Hörnlein feil hielt, auch mit Bretzeln und Mürbem, welches gut schmeckt zum Malvasier, ja selbst zum Seewein.

Es fiel dieser Gründonnerstag im Jahre 1533 auf den 10. April. Ehrn Vollrad war mit seinem Töchterlein auch in der Kirche gewesen, und geruhig heimgekehrt. Ihm auf dem Fuße folgten viele Gäste, und er versah sich nichts argem; da — wie er in den Flur trat, hörte er oben an der Decke ein klappendes Geräusch, und sahe, wie die neuen Feuereimer an einander anschlugen, als bewege sie ein Sturmwind, und hörte es droben fellrasseln: Rrrrrrr — dumderumdum dumdum! dumderumdum! —

Zum Tode erschrak Ehrn Vollrad. Da war er wieder, der höllische Regimentstambur und Querpfei-

fer in einer Person von seiner Majestät, Lucifers, Leibgarde — da war er, und wie es den Anschein hatte, weit minder bei Laune, wie vor vierzehn Tagen; vielmehr schien des Polterteufels zuvor wahrgenommener heiterer und schalkhafter Humor, obschon letzterer etwas stark mit Lauge und dem Schwefel der Unsauberkeit gewürzt gewesen, gänzlich von ihm gewichen, und zeigte heute eine Miene voll bösen Ernstes; denn er pfiff wie der Sturmwind und schlug Generalmarsch mit dem Geroll des Donners.

„Teufel, was willt Du wieder?" rief mit zornerstickter Stimme der Stadtschultheiß zum Gebälk hinauf.

„Dich abbrennen will ich, sammt dem ganzen Nest!" brüllte eine Donnerstimme: „dieweil Du meine liebste Buhle aus dem Hause getrieben! Packe ein, packe auch ein, und hebe Dich so eilend von dannen, wie mein Maidlein sich hat von dannen heben müssen!"

Und nach diesen Worten ging ein brausen und sausen los, wie ein Seesturm, daß alles zusammenlief, einige aus dem Hause, andre in das Haus, alles wollte den Spuk hören, die Bänke füllten sich mit Zechgästen, es war nach Wecken und Hörnlein, nach Mürbem, wie nach Malvasier und Seewein starke Nachfrage und viel Begehr.

Mit einmal erscholl eine schreckliche Stimme: „He — Ihr Männer und Leute aus den Thälern von Kirnbach und Lauterbach, von Moswald und Mariazell und wo

ihr sonst her — seid verwarnt! Hebet euch auf und sputet euch, denn lange werdet ihr nicht mehr zechen! Ehe denn eine Stunde vergeht, wird hier nicht mehr sein weder Tisch, noch Bank, weder Schank noch Trank, weder Weck noch Wein, weder Wurst noch Durst! Danach achtet euch!" —

Aber die Leute achteten nicht darauf, und fürchteten sich nicht; sie hatten gebeichtet, waren entsündigt, und hatten den heiligen Leib des Heilandes empfangen — was konnte ihnen der Teufel thun und anhaben? Nichts, und wenn er noch so sehr plärrte und noch so wild sich stellte.

Ebenso der Wirth; er half die Gäste bedienen, und nahm sich vor, sich den Teufel nichts um den Teufel zu bekümmern, denn sein Gewissen war rein, und auch ihn konnte jener so eigentlich nichts anhaben.

Da sahe er zufällig, und auch mehrere Zechgäste gewahrten es, und nach und nach alle, daß die Leute draußen auf dem Markte stehen blieben und zusammentraten, und hinauf zum Schloßberg deuteten, hinter dem eine seltsame, schwefelgelb gefärbte Wolke aufstieg. Und auf dieser hellen Wolke schnitten sich vier dunkle Gestalten ab, und zwar die eines langen hagern Mannes und dreier Weiber, und obschon die Entfernung vom Marktplatz zu Schildach bis hinauf zum Schloßberggipfel keine ganz geringe war, so glaubten einige doch, die Weibspersonen zu kennen, und es wurden Stim-

men laut, welche riefen: „Kathrin, die Rathswirthsköchin!“ „Marlies, die Pfarrköchin!“ — „Metzen-Greth, die Pfarrköchin von Schenkenzell!“ —

Jetzt gaben die vier droben sich einander die Hände, und begannen einen Ringelreigen zu drehen, und immer höher stieg die schwefelgelbe Wolke.

Und des Volkes, das zusammenlief und gaffte und einander zu schrie, die Gestalt des Teufels lasse sich sehen droben auf dem Schloßberge, ward mehr und mehr.

Und da zuckte es wie ein jäher Blitz in der Wolke, und die vier Tänzer waren hinweg.

Und jetzt wandte sich das Volk um, und schaute nach dem Rathhaus, und noch einmal zuckte es flammend über den Markt, aber gar nicht wie ein rechter Blitz, auch folgte kein Donner — aber eine Rauchwolke wälzte sich schwarz hinterm Rathhausdach empor, vom Hintergebäude, worauf des Stadtschultheißen Heuboden war, und es züngelten Flammen hinein, und der Ruf erscholl von hundert Stimmen: „Feuer! Feuer! Feuerjo!“ —

Und der Wächter stieß ins Lärmhorn und die Glokken läuteten Sturm, und die Männer drängten ins Rathhaus, und langten zum erstenmal die neuen Feuereimer herunter, andre liefen nach den Leitern, nach den Haken, aber schneller als alle lief das Feuer; das schlug lichterloh empor, und spottete des Wassers; in ganzen Ballen rollte es vom Rathhausdach auf die Nachbar-

dächer, bald erhob sich heulend der Sturm und fachte die Lohe, und gab ihr Flügel, und mit Windsbrautschnelle flog sie von Haus zu Haus rings um den Markt. Bald waren Feuereimer und Spritzen nicht mehr brauchbar, denn die Flamme zündete hier, zündete dort auf den Schindeldächern des Schwarzwaldstädtleins, und ließ sich nicht Einhalt thun, und ehe eine Stunde verging, waren das Rathhaus und sechs und zwanzig andre Häuser niedergebrannt bis fast zum Grunde, die schönsten des Ortes, rings um der ganze Markt, und die schwarzen Feuermauern starrten nur noch empor. Gar wenig hatte aus den brennenden Häusern gerettet werden können, denn allzuschnell war das Flugfeuer gewesen, und es war nun ein großer gewaltiger Jammer in dem ohnehin armen Städtlein, dessen Herz ausgebrannt war, und zu Staub und Asche verkohlt.

Menschenleben war nicht dabei verloren gegangen, aber vieler Menschen Hab und Gut, die dadurch gänzlich verarmten, denn damals gab es noch keine Brandversicherungsanstalten, und es stand den Abgebrannten nur frei, nach der Zeitsitte unter dem Namen der „armen verbrannten Leute“ mit vom Magistrat ausgestellten und besiegelten Brand- und Bettelbriefen durchs Land zu fahren und von der Hand der Milde, wo diese sich aufthun mochte, Gaben zu heischen zum Wiederaufbau ihrer eingeäscherten Häuser.

Schrecklich war das Unglück, und aller Zorn wandte sich gegen das Werkzeug des Teufels, seine liebste Buhle, denn daß diese und niemand anders, des Brandes Ursache, dieser Glaube stand baumfest.

Als daher nach Beseitigung des nothwendigsten und dringendsten zur Linderung des Elendes des gänzlich hülflos gewordenen Theiles der abgebrannten Einwohner Schildachs der Stadtrath in einem verschont gebliebenen Hause unter dem Vorsitz des tief bekümmerten und hart geschädigten Schultheißen seine erste Sitzung hielt, wurde ein Schreiben entworfen an den großgünstigen, wohlachtbaren, ehrsamen und fürsichtigen, freundnachbarlichen Rath des Städtleins Oberndorf, und demselben darin der ausführliche Bericht des erlittenen Unglücks mitgetheilt, so wie derselbe auch nach der Hand noch an andere Städte und Städtlein, nicht minder an die Grafen von Würtemberg und Baden und andere im deutschen Reiche mitgetheilt wurde. Absonderlich aber ward jene Oberndorfer Maid der Teufelsbuhlschaft im ersten Bericht ausdrücklich bezüchtigt. Da griff der Rath zu Oberndorf zu, und ließ die Maid gefangen nehmen. Natürlich läugnete sie rundweg jedes Einverständniß mit dem bösen Feind. Aber da schritt der Rath zur scharfen Frage. Sothane Frage pflegte stets dem Gedächtniß auf eine furchtbare Weise zu Hülfe zu kommen.

Die arme Kathrine wurde viel, viel mehr gefragt als sie wußte, denn eigentlich wußte sie über das was sie gefragt wurde, gar nichts, aber was man haben wollte, das sie wissen sollte, das lehrte ihr die scharfe Frage, die legte ihr Antworten und Aussagen in den Mund zum Haarsträuben.

Als sie geschnürt worden war und die Haarseile ihr die Handgelenke wund gerieben hatten, und die Daumschrauben ihr das Blut unter den Fingernägeln hervorgepreßt hatten, und als sie auf die Leiter gespannt worden, und der gespickte Hase ihr nach dem Henkerrecht dreimal über den Rücken hinauf und hinabgelaufen war, und als die Züge sie so gedehnt und gereckt hatten, daß sie fast selbst in den letzten Zügen lag, da hatte man ein ganz vollständiges Bekenntniß von der vormaligen Rathswirthsköchin zu Schildach, das lautete in kurzer Aufeinanderfolge also. „Ja ich bin eine Teufelsbuhle, ja ich habe dem Herrn Christum verschworen, und mich dem Satan verlobt; ja ich habe zum öftern des Teufels Besuche angenommen, ich habe aber niemand was zu Leide thun wollen, darum ist der böse Feind mir feind worden, und hat mir das Unglück angerichtet. Von Oberndorf war ich zu Rottweil auf Besuch bei einer Muhme, dort bin ich am Gründonnerstag früh in die Kirche gegangen, habe aber nicht gebeichtet, darauf nach der Kirche habe ich ein Morgensüpplein gegessen, darauf habe ich mich auf eine Ofengabel gesetzt, weil mein

Buhle mir das also befohlen, und bin unsichtbar durch die Lüfte gen Schildach gefahren, und zwar in meines vormaligen Herrn, des Schultheißen Haus, zu oberst auf den Heuboden. Dort habe ich mit meinem Buhlen und den zwei Pfarrköchinnen von Schildach und Schenkenzell, die auch des Teufels liebste Buhlen, gezecht, und haben als wohl oder bös denn die andern Gäste drunten im Haus gelebt, haben Malvasier getrunken und Wecken hineingebrockt. Da nun unsere Zeche zu Ende war, und die Kirche dann aus, so brachte der Teufel uns dreien einen Topf oder Hafen, stellte den vor uns hin und sprach: Wenn ich hinauf aufs Dach fahre, so stürzt den Hafen um, und hebt euch flugs von dannen, und wenn ihr droben am Schloß vorbei kommt, so thut euch nieder, da werdet ihr mich finden, und da schaut euch um, was alsdann geschehen wird."

„Darauf fuhr der Teufel erst hinab in die Hausflur und schreckte den Wirth mit Gelärm und Gepolter, und warnte die Gäste, daß wir seine Stimme droben auf dem Boden hörten; und bald darauf fuhr er herauf gar schrecklich und hinaus aufs Dach, und stürzten wir drei den Hafen um und fuhren auf unsern Gabeln von dannen, und thaten uns nieder, wie uns von unserem Buhlen geboten war, und wurden sichtbar. Da winkte er, daß wir einander die Hände gaben, und gab auch uns die Hände und da tanzten wir, und wie wir uns im Tanze so wandten, daß wir herab nach Schildach sahen,

da gewahrten wir aus dem Dache des Heubodens Rauch und Flammen schlagen — da fuhren wir von dannen in eine gelbe Wolke hinein und verschwanden. Ich kam wieder nach Oberndorf und bin Abends wieder in die Vesper gegangen."

Auf solches Bekenntniß wurden die beiden Pfarrköchinnen zu Schildach und Schenkenzell auch alsbald eingezogen, welches ihren Herren sehr störend war und wurden nun auch erst in der Güte, dann ebenfalls scharf befragt, und zwar so lange, bis ihre Aussagen mit denen jener Kathrine genau übereinstimmten, dann wurden sie auf ihre Bekenntnisse hin als Teufelsbuhlen alle drei zum Scheiterhaufen verurtheilt, und auf selbigem lebendig verbrannt. Von Rechtswegen. Schade, daß aus ihrer Asche die eingeäscherten Häuser von Schildach nicht wieder aufgebaut werden konnten.

Hernachmals ist der abgebrannte Theil von Schildach doch allmählich wieder aufgebaut worden, auch das Rathhaus schöner denn zuvor, und ist das Städtlein zu merklichen Flor gekommen. Die Geschichte aber kam weit und breit in der Welt herum, und hat sogar der hochgelahrte Erasmus Roterodamus ihrer gedacht, indem er in einem Briefe an Damian von Goes davon Meldung that, doch hat er es andern nachgeschrieben und ebenso dürftig wird auch in Remigii Dämonolatria (Hamburg 1693) S. 126 und 127 die Geschichte erzählt, daraus sie in die deutschen Sagen der Gebrüder Grimm 1.

S. 282 und 283 übergegangen, wo aber Schildach irrig ein Städtlein im Schweizerland genannt ist.

An das neue Rathhaus ließ der Stadtrath nach einem Beschluß ein Wahrzeichen als Gedenktafel mit einer kurzen kernigen Inschrift anbringen, welches zu deutsch lautete: Am zehnten April 1533 hat der Teufel dieses Städtlein abgebrannt, und also aussahe:

| |
|---|
| IV. IDVS APRILIS CONFLAGRAVIT<br>OPPIDVM DIABOLVS.<br>MDXXXIII. |

# Furia infernalis.

# 1.

Der große Ritter Linné beschreibt in seinem Natursystem einen räthselhaften Wurm welchen er den Namen Furia infernalis, Höllenfurie — beilegte, und lautet dessen Beschreibung aus der lateinischen in die deutsche Sprache übertragen, also:

„Furie. Körper haarstark, fadenförmig, gleichmäßig, an beiden Seiten mit Härchen und mit in einfacher Reihe stehenden, den Körper angedrückten, zurückgekehrten Stacheln besetzt.

Nur eine Art: Höllenfurie. Wohnt in den öden rasenreichen Morrästen Botniens, hat die Länge eines Fingernagels, ist fleisch- oder ocherfarbig, an der Spitze öfters schwarz. Häufig an Binsen und Sträuchern hinaufsteigend, wird sie vom Winde durch die Luft auf nackte Stellen von Menschen und Pferden geführt, bohrt sich in deren Haut ein, die anfangs nur einen leisen Stich empfinden, und wird an der Stelle,

wo die Höllenfurie eindrang, nur ein schwarzer Punkt erblickt, der bald auf das heftigste juckt, dann unter schrecklichen Schmerzen zum rothen Flecken, dann zum rings um jenen schwarzen Punkt sich ausbreitenden Geschwür wird, Entzündungsfieber hervorruft, das bis zum vergehen der Sinne und zum Wahnsinn sich steigert, und am andern Tage, häufig aber schon am ersten, ja nach wenigen Stunden den Tod herbeiführt, wenn nicht schnellste Hülfe nahe ist, die sehr schwierig ist, indem nur durch herausziehen des Wurmes aus der Haut oder durch ausschneiden, falls er schon tiefer eingedrungen, und durch aufträufeln von empyreumatischen Birkenöl, wie man sagt, oder durch aufgelöste geronnene Milch, oder Quark Rettung möglich werden kann.

Soweit Linné. Die neuere Naturforschung aber weiß w e n i g oder n i c h t s von diesem Wurme, nichts von der Höllenfurie des großen Naturkundigen. Eine dunkle Sage, in Rußland weit verbreitet, mag über den botnischen Meerbusen herüber nach dem Norden Schwedens gedrungen sein, und der edle Ritter mag wohl aus mündlichen Gerüchten und entstellten Schilderungen sich bewogen gefunden haben, ein Geschöpf, das er nie mit Augen sah, in einer ungenügenden Beschreibung in sein berühmtes Natursystem aufzunehmen. Andere schrieben es ihm getrost nach.

Und dennoch giebt es eine Furia infernalis — nur ist sie ein ganz anderes, sagenhaftes, grausenhaftes Ge-

schöpf, das seine wahre Gestalt und Art der Forschung bislang entzogen hat.

Näher nach diesem Geschöpf hin deutet folgende Mär, aus mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet in Johannes Wilhelm Wolf's deutschen Sagen und Märchen. Leipzig 1845. S. 497. Nr. 369.

## Die bösen Spinnen.

In der langen Münze zu Gent war ein Wirthshaus und darin eine Kammer, worin kein Mensch übernachten wollte, denn es war noch keiner lebend daraus zurückgekommen. Ein kühner Kerl versuchte es doch, legte eine Strohpuppe ins Bett, verbarg sich unter dem Tisch, und wartete so ab, was kommen würde. Um Mitternacht sah er, wie zwei faustgroße Spinnen hinter einem alten Bilde hervorkrochen und zu dem Bette eilten. Da setzten sie sich auf den Kopf der Strohpuppe, sonder Zweifel um ihr Gift darauf auszugießen, aber der Bursche unterm Tisch nahm eine Bürste, die er zufällig fand, und sprang zu dem Bette, wo er die Spinnen tod schlug. Seitdem war es in der Kammer geheuer. —

Das waren keine Spinnen — das war die Furia infernalis, ein Geschöpf, das, wie aus nachstehender schlichter Erzählung erhellt, unsagliches Weh liebenden Herzen bereitet, ein Geschöpf des Fluches, der Rache — ein Verhängniß, ein Dämon — heraufbeschworen aus

der Hölle tiefunterstem Grunde durch ein dieser Hölle verfallenes Hexenweib.

Es war ein schwüler Frühlingstag; im Süden zog Wettergewölk herauf, das dem Schoose des schwarzen Meeres entstiegen war, dem Winde entgegen, der von Norden kommend über die unabsehbaren Flächen der Ukraine sauste und über dem Schwarzwald dahin fuhr, der die Dzika Polie, die schier einwohnerlosen Einöden des Landes der tschernomanischen Kosaken begrenzte. Dieser Frühlingssturm erschütterte die Fenster des Herrenschlosses auf einer Anhöhe über der alten Stadt Krzemienczuk, kürzer Krementschuk am Dnjepr; da gelegen, wo der kleine Fluß Psiot oder Psol seine Wellen in den Schoos des großen inselreichen Stromes gießt.

Trüb wie der Tag und der Himmel war im Herrenschloß die Stimmung. Vor einem halben Jahre war die Hausfrau des Gutsherrn Polykarpow Simeonowitsch Kalugin in der Familiengruft beigesetzt worden, tief betrauert von dem Gatten, von ihrer einzigen Tochter Agaphonika und dem einzigen Sohne Basiliy Polycarpowitsch, und von allem Hausgesinde, dem sie eine gute und milde Herrin gewesen.

Und dieser einzige Sohn, ein Jüngling schlanken Wuchses, noch im zarten Alter, den Knabenjahren kaum entwachsen, stand allein bei Vater und Schwester, im Reisepelz, und Abschied nehmend. Agaphonika, eine hehere Jungfrauengestalt mit allen Reizen einer vollen-

det erblühten Tscherkassierin, zerfloß in Thränen, der Vater stand ernst, wie dem Manne ziemt, und gehalten da, umarmte und küßte noch einmal den scheidenden Sohn und sprach: „Vergiß nicht die Lehren, mein Sohn, mein Liebling, Du einziger meines Herzens, Du letzter, Du hoffnungsvoller Sprößling des alten Stammes der Kalugin die Dein Vater Dir ertheilte. Du trittst in den Militairdienst des Czaars, um Dich vorzubereiten auf eine schöne Zukunft. Wenn Du einst heimkehrst in Deiner Väter Schloß und Gebiet, wirst Du als kaiserlicher Offizier eine Stimme haben im Gouvernement, außerdem nicht. Ich habe keine, ich versäumte das; hole Du nach mein Basiliy Polycarpowitsch, was Dein Vater versäumt hat. Welch ein Glück für mich, welch ein Stolz für unser Haus, wenn ich erlebte, Dir einst zum Range eines Kreisadelsmarschalls Glück zu wünschen, ja Basiliy Polycarpowitsch, zum Gouvernementsadelsmarschall kannst Du es bringen, zu einer der höchsten Stellen, die ein Edelmann in diesem unsern Lande erreichen und behaupten kann.“

Des Jünglings Seele war noch frei von Plänen des Ehrgeizes, jene hohen Stellen lockten ihn noch nicht; er freute sich dem Prunk der Waffen, dem Leben im Heere des Czaars entgegen, doch ehrte er des Vaters gute Wünsche und treue Hoffnungen, und widersprach ihm nicht; er neigte kindlich sein Haupt, des Vaters Segen zu empfangen, empfing diesen Segen gerührt, und küßte dem

Vater Polycarp Simeonowitsch die Hand, und rief: „Dank Dir, Väterchen, für Deine Liebe und Deinen Segen! Ich werde Deiner werth zu bleiben mich bestreben, so wahr ich Basiliy Polycarpowitsch und ein Kalugin bin! — Lebe auch Du wohl, Du Herzchen meines Herzens, mein schönes Schwesterchen und denke oft an mich und schreibe oft Deinem Brüderchen. Gott mit Euch!"

Raschen und festen Schrittes schritt Basiliy Polycarpowitsch aus dem Zimmer, hinabzugehen nach dem Hofe, wo schon der mit einer schönen Droika bespannte Reisewagen und Kutscher und Diener des jungen Herrn harrten, auch die Dienerschaft des Hauses versammelt stand. Da hemmte dessen Weg über den Vorsaal ein Jüngling gleichen Alters, der sich ihm mit Leidenschaft fast entgegenwarf, vor ihm niedersank, seine Knie umfaßte, seine Hände ergriff und an seine Lippen riß, und alle Zeichen eines leidenschaftlichen Schmerzes, eine zärtliche Vertraulichkeit mit Unterwürfigkeit gepaart an den Tag legte.

„Lebe wohl Brüderchen! Lebe wohl Kolynka (Nickelchen)! Bleibe gut und folgsam, so kommst Du einst wieder zu mir!"

„„Nimm mich mit Dir Barin (Herr) Basiliy Polycarpowitsch! Laß mich Dir dienen!"" rief flehend der junge Leibeigene Nikolay.

„Es geht nicht an, Brüderchen, beim Himmel! Mein Vater will es nicht!" entgegnete Basiliy seinem

Gespielen, dem Sohne der alten Amme Agaphonika's und der Pflegerin seiner eigenen Kindheit, der zärtlich an ihm hing, in Folge seines Verhältnisses manche Gunst genossen, manches Vorzugs sich erfreut hatte, und nun mit Schmerz empfand, daß er von seinem jungen Gebieter getrennt leben sollte.

Ein ernster Blick des Schloßherrn und ein Handwink desselben gebot dem jungen Nikolay zur Seite zu treten, und ohne weitere Gefühlsäußerungen dem scheidenden Raum zu geben.

Drunten aber an der Pforte des Hauses zum Hofe wiederholte sich noch stärker, noch leidenschaftlicher dieselbe Scene. Ein Weib, groß, von starkknochigem Bau, unverkennbar mongolischen Stammes, gebräunter runzelvoller Haut, mit nachtschwarzem Haar und grauen Wimpern, die über der Nasenwurzel zusammenflossen, stürzte eben so heftig, und noch dazu mit Geheul und Gekreisch auf Basiliy los, umklammerte seine Füße, und küßte diese und gab sich dem Ausbruch namenlosen Schmerzes völlig hin. „Laß doch! Laß mich doch, alte treue Naenka (Wärterin) und lebe wohl, Mataphka, diene treu Deinem Herrn und meinem Schwesterchen. Wir sehen uns, so Gott will, gesund wieder!"

„Satansweib!" murmelte einer unter der Dienerschaft. „Wie sie sich anhänglich stellt, wie sie thut als ob sie ein Engel wäre, und ist doch schlimmer als der Höllendrache, den der Erzengel Sankt Michayl überwand

— das verfluchte, von Gott nicht gekannte Hexen- und Heidengezücht!" Der also murmelte und böse Gedanken hegte gegen Mataphka, die allerdings ein muhamedanisches Tatarenweib war, und der nogaischen Steppe entstammte — war Paul Michaylow, der alte Haushofmeister und erste Leibdiener des Schloßherrn, der einen tödlichen Grimm gegen die alte Mataphka im Herzen trug, denn sie hatte in jungen Jahren seine Neigung verschmäht und den Sohn geboren, dessen Vater niemand kannte. Seitdem hatte des Haushofmeisters Haß sich auf Sohn und Mutter in gleichem Maaße vertheilt, und wo er ihr oder ihm ein Weh und Leid bereiten konnte, sparte Paul Michaylow keinen Fleiß.

Die Abschiedscene ging rasch vorüber; der junge Sohn des Hauses reichte jedem der Diener und Dienerinnen die Hand, Gregor Constantinow, der Leibkutscher, schwang, den Pferden winkend, die Peitsche, und der leichte Reisewagen, aus dem Basiliy Polycarpowitsch noch mit der Mütze grüßend winkte, entrollte dem Thore, ohne Furcht vor dem Wetter, das zu grollen und seine Donner zu rollen begann, und von Zeit zu Zeit einen grellen Blitz in der breiten Stromfluth des Dnjepr spiegeln ließ, ohne zum rechten Ausbruch zu kommen, denn der Wind trieb es nordöstlich zur Seite, den Gegenden zu, in denen die berühmte Gouvernementshauptstadt Poltawa gelegen ist, über denen es sich dann mit voller Macht entlud, und die Flüsse anschwellte, die von

der linken Seite des Stromes sich in dessen Bette stürzen.

Im Schlosse zu Krementschuk trat die Stille ein, welche einer alle Bewohner aufregenden Scene insgemein zu folgen pflegt; jeder ging an sein Geschäft; der Vater und die Tochter blieben in ernsten Gesprächen allein beisammen, die beiden Dienerinnen der letztern, Aniuschka und Barynka flüsterten in einem Nebenzimmer nur heimlich und leise miteinander und Nikolay saß bei seiner Mutter und zerfloß in Thränen.

## 2.

Die einförmigen Tage, die im Schlosse zu Krementschuk nach dem Scheiden des einzigen Sohnes vom Hause kamen und gingen, wurden, als schon der Winter nahte, von einem Ereigniß unterbrochen, das in mancher Brust den stillen Frieden störte.

Agaphonika hielt eine Anzahl Lieblingstauben, und war gewohnt, sie selbst zu füttern. Galten nun ohnehin in jenem Lande die Tauben als geheiligte Vögel, und wurde es fast einem Verbrechen gleich erachtet, eine Taube zu töden, und zu verspeisen, weil der heilige Geist Gottes in Taubengestalt sich einst auf das Haupt des Erlösers und über des Jordan Fluthen gesenkt, wie die hehren Ueberlieferungen der Schrift lehrten — so wäre es zumal ein wahres und wirkliches Verbrechen gewesen, die durch Schönheit und Seltenheit ausgezeich-

neten Tauben einer von ihrer Umgebung angebeteten jungen Herrin umzubringen.

„Es fehlen ein Paar Tauben!“ hatte Agaphonika mit bekümmerter Miene zu ihrer Aniuschka (Aennchen) gesagt, und Aniuschka hatte zu Barynka (Bärbchen) gesagt: „Agaphonika Polycarpovna vermißt Tauben,“ und Barynka hatte zu Paul Michaylow, dem Haushofmeister gesprochen: „Paul Michaylow, unsre Herrin ist sehr bekümmert und zürnt, denn es sind Tauben weggekommen!“ „„Weggekommen! Bedenke, was Du redest, Barynka Isidorowna! Wo Paul Michaylow das Amt eines Haushofmeisters versieht, ist ein wegkommen, wie Du es meinst, nicht denkbar. Ein Geier — ein Iltis — ein Marder — das ist möglich — ein Dieb — ist unmöglich.““

„Ich beschuldige ja niemand, Paul Michaylow!“ vertheidigte sich Barynka: „ich klage Dir's nur, Väterchen, damit Du ein sorgsames Auge darauf hast, wie und durch wem die Tauben entfernt wurden. Wegfliegen können sie nicht, und gegen Raubthiere ist der Schlag gesichert, keine Maus kann hinein, das weißt Du ja, es müßte denn eine Maus auf zwei Beinen sein.“

„Werde die Augen offen haben, werde ganz gewiß, Barynka Isidorowna!“ versetzte der Haushofmeister und ging sinnend, arges sinnend, nach der Stelle, wo der Schlag mit den Lieblingstauben Agaphonika's

sich befand. Er betrachtete den Schlag um und um, von allen Seiten, er sann, er murmelte. — „Halt! Hab' ich dich?“ fuhr er bei einem Gedanken empor, und seine graugrünen Augen blitzten, wie die Augen einer Schlange. „Die Alte — krank — der junge Tagedieb, Kraftsüpplein vom Koch für sie verlangt — ich drein gewettert — dem Koch die Schüssel aus der Hand geschlagen und beim Kantschu untersagt, der Satanshexe auch nur einen Löffel voll anderer Speise als die gewöhnliche Kost zu reichen — wartet Vögel, euch fang' ich — es kommt endlich der lang ersehnte Tag, wo das Netz des Verderbens über euch klirrend zusammenschlägt!“

Lange machte sich der Haushofmeister um den Taubenschlag zu schaffen, äußerst sorgsam, äußerst pflichtgetreu durchspähete er ihn, er zählte genau die vorhandenen Tauben, so viele Pfauentauben, so viele türkische, so viele mit Hühnerschwänzen, so viele mit Kuppen, so viele mit Latschen an den Füßen. Er wußte nun, wie viele Tauben im Schlage waren, ganz genau.

Der Unmuth, den die reizende Agaphonika Polycarpovna über den Verlust von zwei Tauben, die sie vermißte, und die nicht zu den schönen und auserwählten Lieblingen gehörten, empfunden hatte, wäre bald verschwunden, denn das edle Gemüth der Jungfrau hing nicht am Kleinlichen, allein er wurde zum Schmerz gesteigert, als bei der Fütterung am nächsten Morgen zwei Paare, und zwar die schönsten und seltensten,

kostbarsten und werthvollsten vermißt wurden, welche der Bruder Agaphonika's ihr eigens vom Markte zu Nowgorod Ssewerski an der Desna im Gouvernement Tschernikow als Geburtstagsgeschenk mitgebracht. Dieser Schmerz offenbarte sich etwas stürmisch, wurde im hohen Grade getheilt von Aniuschka und Barynka, und drang zu den Ohren des Gebieters, naturgemäß auch dessen Zorn erregend.

Auf des Gebieters Ruf erschien der Haushofmeister mit sklavischer Unterwürfigkeit, ward zornig vom Herrn angeschrieen und befragt, wo Agaphonika's Tauben hinkämen?

„Euer Hochwohlgeboren, Polycarp Simeonowitsch!" sprach kriechend der Haushofmeister: „es muß ein Hausdieb unter dem Gesinde sein!"

„Entdecke ihn, Paul Michaylow, daß er seine Strafe empfange!" herrschte der Gebieter dem Haushofmeister zu: — „oder — es wird nicht gut!"

„Euer Hochwohlgeboren zürne nicht mir! Ihr sollt den Dieb kennen lernen, ich schwöre es!" antwortete der Haushofmeister, und als er sich mit unwilligen Blikken und einem unheilkündenden murren seines Herrn entlassen sah, schritt er nach dem düstern Gemach, welches Mataphka inne hatte, fand sie auf dem Lager krank liegen, und ihren Sohn bei ihr, der die Alte pflegte und wartete, und so eben im Begriff war, ihr eine Schaale Thee aus Heilkräutern zu reichen.

„Schmeckts?“ höhnte der Haushofmeister. „Ist's ein Kraftsüpplein. He! Alte Mataphka, alte Satanshexe! Und Du Tagedieb, Nikolay, Malschik (Junge), liegst auf der Haut des Bären, faullenzest wie ein Suslik! (Ziesel-Murmelthier.) Warte, werde den Steppenwolf über Dich schicken! Soll Dich beißen, soll Dich beißen. Ei laß doch sehen, was Du kochst und brauest!“

Ohne weiteres stieß der Haushofmeister das Theegefäß der Alten um, und untersuchte den Inhalt des Bodens desselben; er durchstörte den Feuerheerd, die wenigen Speiseschüsseln; er blickte, er forschte weiter, und plötzlich schrie er: „Hei Du Taubendieb! Hei hab' ich Dich!“ und schlug mit dem Stock, den er in der Hand trug, alsbald grimmig auf Nikolay los. Dann fuhr er wie ein Habicht mit der Hand in einen schmutzigen Winkel, krallte sie voll Taubenfedern und schrie: „Siehst Du die Federchen! Hab' Acht, wir finden auch die Knöchelchen!“ und schlug wieder und rannte, während Nikolay's gellendes Schmerzensgeschrei und der alten Mataphka lautes Kreischen die ganze Dienerschaft herbeirief, hinaus, wo unter Stroh und Genist und Kehricht allerdings sich Knochen von gekochten Tauben vorfanden.

Und mit schonungsloser Wuth schrie Paul Michaylow: „Bindet ihn, den Taubendieb! Bindet ihn auf der Stelle! Er soll den Kantschu schmecken! Ist's nicht eine Todsünde, der Hochwohlgebornen Herrin, Agaphonika Polycarpovna, ihre schönsten Lieblingstau-

ben zu stehlen, und zu schlachten und sie dem alten Satan und Drachen zu essen zu geben?"

Alles zitterte, nur einer nicht, der alte Wolfjäger Theophiliy Nikodemonow nicht, eine riesige, finstere, rauhe Gestalt, der dem Haushofmeister von Herzen gram war. „Hast Du auch Gewißheit, Paul Michaylow, daß Nicolay die Tauben der Herrin stahl?" fragte er den Haushofmeister mit bohrendem Blick: „und hast Du Macht, Ankläger und Richter in einer Person zu sein?"

„Werde wohl bei Dir anfragen sollen, Väterchen?" höhnte der Haushofmeister. „Hast Du, Theophiliy Nikodemonow, für den Buben etwa andere Tauben geschossen? Durftest Du das? Und wenn — so sage und beweise es. Jetzt wäre es noch Zeit ihn von der Strafe zu befreien!"

„Ist nicht meine Sache, Tauben schießen — weiß, daß Tauben heilig sind — so gut wie Du, Paul Michaylow! Meine nur, solltest nicht allzuhart sein — Nikolay ist der Liebling und Gespiele unsers jungen Barin Basiliy Policarpowitsch!" gegenredete der alte Jäger — aber er vermochte nicht, den giftigen Haß und die Furie wilder Rache, die in des Haushofmeisters Innern kochten, zu bewältigen. „Hat ausgespielt!" rief dieser, rannte mit den Knöchlein und den Federn hinauf zu dem Herrn, und kreuzte die Arme vor ihm auf der Brust und beugte sich, und sprach: „Euer

Hochwohlgeboren hoher Befehl ist vollzogen, der Dieb ist entdeckt, der freche Nikolay ist's, der verwöhnte Liebling — hier sind die Federn, hier ein Theil der Knochen von den zuerst vermißten Tauben — er hat sie gekocht und der alten muhamedanischen Hexe zu essen gegeben; diesem Heidenvolke ist nichts heilig. Und hier, Herr, sind die schönen Lieblinge Eurer Tochter Agaphonika Polycarpovna — leider — schon gemordet, um ehestens auch in den Rachen des alten Satansweibes zu wandern!"

In der That zog der Haushofmeister die zuletzt vermißten zwei schönen Taubenpaare hervor, in dem Augenblick, als Agaphonika, die den Lärm gehört und das laute reden, in das Zimmer trat, und die getödeten Tauben erblickend, einen schmerzlichen Klageschrei ausstieß.

Das was er hörte und sah und der Schmerz der Tochter reizte heftig den Zorn des Edelmannes über eine solche unerhörte That, die gegen alles Gefühl stritt, wenn sie auch nicht Thiere betroffen hätte, die der Volksglaube geheiligt hielt.

„Züchtige den Elenden! Züchtige ihn!" schrie wild Polycarpow Simeonowitsch!

„Kantschu-Hiebe!" diktirte der Haushofmeister.

„Den Kantschu oder die Plette, wie Du willst, nur züchtige ihn, daß er daran denkt!" donnerte der Gebieter. Und Agaphonika hörte das; sie hielt ihre vier

toden Lieblinge in den Händen, und küßte die niederhängenden schönen Köpfchen, und weinte heiße Thränen über sie, und hatte kein Wort der Fürbitte, des Erbarmens für den unglücklichen Jüngling, dem es nimmermehr in den Sinn gekommen war, diese Taubenpaare zu morden — und jener enteilte, und riß in seinem Zimmer einen Kantschu von der Wand und eine Plette, und rannte wie rasend in den Hof, wo Nikolay noch jammernd und gebunden stand, und der entsetzlichen Strafe entgegenzitterte, zu deren Vollziehung sklavischer Diensteifer und teuflischer Haß den Haushofmeister keine Minute säumen ließ, aus Besorgniß, sein unglückliches Opfer könne ihm durch einen Gnadenspruch entzogen werden. Daher erfaßte er auch den, eigentlich nur bei den Kosaken gebräuchlichen Kantschu, Willens, diesen bei der Strafvollziehung mit der Plette zu verwechseln. Deren Stock ist dem des Kantschu ziemlich ähnlich und ist mit einem in 5 bis 7 fingerbreite, dikke 1½ Fuß lange Streifen zerschnittenen Riemen versehen.

„Nieder auf die Bank! Haltet ihn!“ herrschte der Haushofmeister den geringeren Dienern zu, und diese gehorchten alsbald, und der Haushofmeister vollzog mit eigener Hand die grausame Strafe.

Nikolays Schmerzensschrei riß die alte Mataphka vom Lager empor, an das Fenster, das nach dem Hofe ging, dicht unter ihm litt ihr Sohn, der unbedacht das

eine Taubenpaar genommen, zu ihrer Stärkung, so litt er für sie — und ihr lauter Jammerruf gellte zum Himmel auf. Sie raufte sich kreischend das schwarze Haar, und verfluchte den Peiniger. — Nach einer Weile traten laut weinend die Zofen der Herrin in deren Gemach. „Er ist tod — der Wüthrich hat ihn tod geschlagen, den jungen schönen armen Kolynka! Euren Jugendgespielen, Agaphonika Polycarpovna — um der Tauben Willen!" —

„Tod! O großer Gott im Himmel!" schrie Agaphonika auf, und war einer Ohnmacht nahe.

Im Hofe war alles vorbei. Nikolays Leiche lag kalt auf dem Stroh — des Wüthrichs Rache war gesättigt — die Nacht sank nieder, der Herbststurm brauste; laut hörte man das Rauschen der Wellen des hier fast zwei Werste breiten Stromes durch die Stille. Das Herrenhaus lag im Dunkel, umflort von dichtem Nebel, den die unübersehbare Ebene aushauchte.

Zwei Gestalten wandeln hinaus in das Dunkel, in die Oede; keine weiß etwas vom Gange der andern. Bis nahe an Krementschuk zieht sich eine Steppe voll tiefer schwarzer Erde, voll hohen Grases, statt der Dörfer mit kleinen Höfen (Hutter) bebaut. — Die eine, hohe riesige männliche Gestalt trägt einen Leichnam im tiefen Schweigen — die andere ist ein Weib, und wimmert. Einem fernen Walde wandeln beide zu — aber

sie kommen nicht zusammen, ihre Wege gehen auseinander.

Schauer der Mitternacht umwehen ein Feuer im öden Walde, und um das Feuer wandelt einsam ein Tatarenweib, und wirft Zauberkräuter in die Flamme; wild umfliegt ihr unbedecktes Haupt das Schwarzhaar. Die Flüche, die das Weib murmelt, sind grauenhaft; sie sind nicht Flüche nur, sie sind Zauberformeln. Die Tiefe beschwört sie und zur Höhe blickt sie, zur Höhe der dunkeln Tannen, von denen in langen grauen Flechten Baartmoos niederhängt und im Winde gespenstisch weht. Eine offene Schachtel hält die Alte in ihrer Hand — in der andern den Deckel und blickt immer zur Höhe, und wird nicht müde, ihre Formeln zu murmeln. Und endlich — da schwebt etwas leise nieder, ein dunkles Thier — so scheint es — und rasch hält die Alte die Schachtel unter, und kaum ists darin, so klappt sie den Deckel darüber — und stößt einen wilden Schrei aus — rafft ihre Gewande auf und verläßt den Ort ihrer Flüche, ihres Zaubers. —

## 3.

Agaphonika Polycarpovna saß und schrieb; sie schrieb unter Thränen an ihren Bruder.

O mein herzgeliebtes Brüderchen, Basiliy Polycarpowitsch, mein Gemüth ist in seinen tiefsten Tiefen erschüttert. Es hat sich entsetzliches bei uns zugetragen,

und ich kann nicht aufhören zu weinen. Unser Gespiele Kolynka entnahm meinem Taubenschlage ein Paar junge Tauben, um seiner kranken Mutter, unserer Naenka, eine kräftige Brühe davon zu kochen. Wie gern hätte ich selbst ihm die Tauben gegeben oder ein anderes Gericht, da es sündlich ist, diese frommen und heiligen Vögel zu töden, aber er war zu scheu, eine solche Bitte zu wagen. Bald darauf fehlten meine schönsten Lieblinge — Paul Michaylow klagte den armen Kolynka an, auch diese Tauben geraubt zu haben; ich weinte, der Vater zürnte heftig, gebot den Dieb zu züchtigen, und Paul Michaylow that dieß mit eigener Hand, und so grausam, daß der Arme an den Kantschuhieben auf der Stelle die Seele aushauchte. Darauf ließ der Vater ihm ohne Weiteres ebenfalls einhundert Hiebe mit der Plette durch unsern alten Theophiliy Nikodemonow aufzählen, eine doppelt verdiente Strafe, wie Du gleich lesen wirst, mein Brüderchen. Theophiliy Nikodemonow sparte keinen Fleiß, denn er war dem Paul Michaylow spinnefeind.

Am andern Morgen — denke Dir mein Brüderchen — war Kolynka's Leichnam verschwunden und konnte nicht beerdigt werden, darüber erhob die alte Mataprwa von neuem ein Zetergeschrei und wollte sich nimmer zufrieden geben. Sie irrt wie wahnsinnig umher. Acht Tage vergingen, als in einer Nacht die Stimme Paul Michaylows das Haus wach brüllte.

Du weißt, daß er ein einzelnes Zimmer neben der großen Gaststube bewohnt, um den Gästen des Hauses zu deren Bedienung stets nahe zu sein. Man eilt herbei, dringt in sein Zimmer, und findet ihn wie wahnsinnig brüllend, das Haar sich raufend, den Kopf sich zusammenpressend, wild phantasirend, und öfters rufend: „Laß nach! Laß nach! Ich will es ja gestehen — ich nahm und mordete die Lieblingstauben der Herrin, ich wollte Nicolay verderben — ha — und ich verdarb ihn! Laß nach! Laß nach!" — „Hört ihr's alle!" schrie Mataphka, die mit dem übrigen Gesinde auch herein gedrungen war: „Hört ihr's, daß er meinen Sohn unschuldig angeklagt und gemordet hat? Hört ihr's wohl! Die Hölle hat ihn und hält und behält ihn! Daß noch dreimal ärger die Pein dieses Wüthrichs, dieses Sohnes der Hölle wäre! Fluch über ihn und Verderben über ihn!" Die Diener warfen die lästernde Alte aus der Stube, nach dem Arzt ward gesendet, nach dem Diakon — beide kamen, aber nicht Pauls leibliches, nicht sein unsterbliches Theil vermochten sie zu retten, Paul Michaylow starb in Raserei und fuhr in seinen Sünden dahin. — Seine Stelle ersetzt einstweilen der Wolfjäger Theophiliy Nikodemonow.

Nun denke Dir, mein herzgeliebtestes Brüderchen, Basiliy Polycarpowitsch, wie das mein Herz zerreißt, daß der arme Kolynka schuldlos und meinetwillen gelitten hat und gestorben ist. Ich habe sogleich allen mei-

nen Tauben die Freiheit gegeben, denn ich konnte keine mehr ansehen, und habe mir gelobt, deren nie wieder zu halten.

Doch nun von dem so sehr traurigen zu etwas freudigem. Feodor Iwanowitsch Gurianow, der junge reiche Gutsherr in Selo Chondelewka, der mit seinem Vater den unsern öfters besuchte, hat um meine Hand angehalten, und unser Väterchen ist geneigt, mich ihm zu verloben. Mein Herz willigt ein; Selo Chondelewka ist ein schönes großes Gut, nicht allzufern von unserm düstern hölzernen Krementschuk, darin nur Kaufleute und polnische Juden anzutreffen sind. Es sind von uns nur 45 Werste bis hinüber.

Nach einiger Zeit, nachdem Agaphonika dieses und anderes an ihren geliebten Bruder geschrieben, kam ein Bote Basiliy's mit einem großen Korbe in den Hof angefahren, mit einem an die Schwester gerichteten Briefe, nicht minder auch mit einem Briefe an den Vater. Dem letzteren schrieb der Sohn über sein Befinden und seine Stellung, seine Fortschritte in der Kriegswissenschaft und über seine Kameraden. An die Schwester schrieb der Bruder unter anderem folgendes:

Mit größter Theilnahme empfing und las ich Deinen letzten Brief, mein geliebtestes, glücklichstes Schwesterchen! Zu Deiner Verlobung laß mich vor allem Dir auf das allerherzlichste Glück wünschen, und möge Dein Bräutigam Feodor Iwanowitsch mein Freund werden

und bleiben. Was die traurigen Nachrichten betrifft, die Du mir mittheiltest, mit denen so viel räthselhaftes sich mengt, so ist es um den heimtückischen Hund Paul Michaylow nicht schade, da er so teuflisches ausgesonnen und verübt. Deine Tauben aber, Herzens-Agaphonikchen, hast Du zu voreilig entlassen, und das Gelübde, keine wieder zu halten, allzu übereilt gethan, daher ich Sorge getragen, Dir den Schlag wieder zu füllen. Damit sich der Bruch Deines Gelübdes vor Deinem Gewissen rechtfertige, will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, das Du aber keinem Seelchen, selbst nicht unserm geliebten Väterchen, entdecken darfst. Unser Liebling, unser Kolynka ist nicht tod. Der treue Theophyl Nicodemonow, dem unter rauher Hülle ein warmes Herz schlägt, und der vielleicht unsers Kolynka Mutter näher kennt, als wir wissen, trug den Scheintoden bei nächtlicher Weile von dannen in ein Gehöft, darin seine Mutter wohnt, die eine erfahrene Aerztin ist. Dort wurde mit ihrer Hülfe Nikolay wieder ins Leben gebracht, gepflegt, geheilt. Eines Tages tritt ein junger Mensch in mein Zelt, wirft sich mir zu Füßen, fleht mich an, ihn nicht von mir zu stoßen — es ist Kolynka — er erzählt mir alles. Was konnte ich thun, als den Burschen behalten? Ich nahm ihn mit Erlaubniß meines Hauptmanns zum Tentschik an; Väterchen soll später erfahren, daß ich seinen Muschik (Leibeigenen) mir zugeeignet, und wird mir verzeihen;

denn ich sühne eine Uebereilung, die ohne Verhör und genaue Untersuchung den Unglücklichen zu so harter Züchtigung verurtheilte. Also sei gutes Muthes, liebes Schwesterchen, und halte Deine Täubchen, und wenn Du sie liebkosest, denke an Dein Brüderchen, das im Uebungslager liegt, und keine Täubchen zum liebkosen hat. Es ist gerade wieder so ein Paar dabei, wie die schönsten Deiner früheren Lieblinge waren, die der verruchte Teufel Paul Michaylow gemordet hat.

Eine himmlische Freude überstrahlte die edlen Züge Agaphonika's. Kaum vermochte sie es über sich, die frohe Kunde, welche sie erhalten, nicht auszujubeln; sie verschloß den Brief, und rief nach Anuschka und Barynka, daß diese den Korb öffneten, in welchem ein lautes Gurren und Flügelrauschen den Inhalt errathen ließ. Es war eine Pracht, welche herrliche Tauben Basiliy Polycarpowitsch gesendet hatte, und auf's neue belebte sich der schöne, buntbemalte, in halb-tatarischem, halb chinesischem Styl aufgebaute Taubenschlag mit gefiederten Bewohnern.

Im Winter sah der Edelhof über Krementschuk frohes Leben; Agaphonika's Verlobungsfeier wurde begangen, und das einzige was die heitere Stimmung der bräutlichen Jungfrau hätte trüben können, war des Bruders Abwesenheit, der jetzt in Petersburg bei der Cavallerie stehend, die weite Reise nach der südlichen Heimath nicht machen konnte. Der Verlobte, Feodor Iwanowitsch, aus der begüterten Familie der Gurianow, war

ein vollkräftig blühender junger Mann, mit Vorliebe Jagdfreund; Agaphonika reichte ihm mit Freuden die Hand, sie war glücklich in seinen Huldigungen, seiner Liebe. Der Gutsherr bot alles auf, den zahlreichen Gästen, meist jungen Edelleuten der Nachbarschaft, die Tage, die sie bei ihm zubringen wollten, angenehm, und das Fest, das er seiner einzigen Tochter zu Ehren anstellte, so glänzend als möglich zu machen. Die gesammte Dienerschaft hatte neue Kleider bekommen, mit eigener Hand hatte der Gebieter dem alten Wolfjäger einen neuen mit Goldtressen und Troddeln besetzten Kaftan verehrt unter aufmunternden Worten, und Theophil Nikodemonow nahm sich ganz absonderlich stattlich aus in der hübschen hutähnlichen Mütze, im kurzen Kaftan und den in den gestickten russischen Stiefeln steckenden Beinkleidern von gestreiftem Baumwollenzeug, mit dem mächtigen krausen Bart, der einem Kosakenhetmann Ehre gemacht haben würde.

Agaphonika erschien voll strahlender Schönheit, gekleidet in die Landestracht mehr nach tatarischer als russischer oder vollends französischer Sitte. Ueber dem seidenen Unterkleid der Gurt mit großen runden blinkenden Schnallen, die von Gold und mit Perlen besetzt waren, die Scharawari's vom feinsten Nesseltuch zu den Füßen abwallend; das Oberkleid, dessen Aermel bis zum Handgelenk reichten, vom kostbarsten Stoff, und über dasselbe ein ebenso kostbarer Pelz fast ohne Aermel, aber mit

langer Schleppe, mit Hermelin verbrämt. Unter- und Oberkleid weit offen, und die Brust dennoch züchtig, von zartestem Flor vom Halse bis zum Gürtel überdeckt. Das reiche Haar, das in zahlreiche kleine Zöpfe geflochten war, war mit Perlenschnuren und Diamantenreihen umwunden, und wurde von einer leichten, aber hohen Mütze vom feinsten Zobelpelz, die an der Stirne stramm anliegend, nach oben sich in die Runde breitete, bedeckt. Majestätisch wie eine Königin stand sie neben dem stattlichen Verlobten, als der Swätschennyk (höhere Geistliche) die Formeln der Verlobung über das Brautpaar aussprach, und beide waren ein Paar, an welchem alle Welt seine Freude hatte.

Die Tische im Speisezimmer bogen sich schier von der Last der Speisen und Flaschen; das Frühstück war trefflich gewesen, noch trefflicher war das späte Mittagsmahl, das sich bis tief in den Abend hineinzog. Man hatte zur üblichen, auf Nebentischchen hingestellten Sakuska (Vorschmack) Caviar, Schinken und Sardellen genascht, und feine Likeure dazu getrunken; die Tafel selbst, die gleich nach der Sakuska begann, bot Bärentatzen, Sterlet, Sülzen, Braten und den beliebten Pirok, eine treffliche Pastetenart, mit Fischfüllung bereitet; man trank neben französischen Weinen auch viel Krimski-Champanski, (krimischen Champagner), und vertilgte nicht minder vielen Weimorosky (gefrornen Wein von Kiew) und vielen Naliphka, einen süßen feurigen Likeur, der auch von

Damen nicht verschmäht wird. Es war viel Lust und Leben, viel Frohsinn und Heiterkeit unter den Gebietern wie unter der Dienerschaft. Selbst die alte Mataphka, die bislang nie wieder eine frohe Miene gezeigt, war der Sitte gemäß, als Agaphonika's Amme reich beschenkt worden, und vergaß über dem Glück ihres einstigen Lieblings auf Stunden ihren zehrenden Groll. Was Basiliy und Agaphonika wußten, was auch der Wolfjäger vielleicht wußte, war ihr verborgen geblieben, mit Absicht, damit sie das Geheimniß nicht verrathe. Dieses Verbergen einer Nachricht, die das von Gram um den geliebten Sohn verzehrte Weib beglückt hätte, war äußerst grausam, aber man fand für gut, noch eine Zeit lang Nikolay für tod gelten zu lassen.

Beim Mahle, das nach Entfernung der Braut in ein völliges Zechgelag ausartete, wurde für den nächsten Vormittag eine Wolfsjagd verabredet. Theophil Nikodemonow hatte dabei jetzt ein Doppelamt; erst mußte er Sorge tragen, daß Rosse und Schlitten, Speisen und Getränke zur Mitnahme, sowie die nöthige Dienerschaft bereit sei; daß die leichten Sanki's mit der Duka, für die Jäger einzeln bespannte Schlitten mit einem großen Bogen, und Kibitken (Gesellschafts- und Packschlitten) in Ordnung waren, und als Jäger hatte er das jagen, je nachdem dasselbe in einer oder der andern Weise vorgenommen werden sollte, zu leiten. Endlich begab sich die laute Gesellschaft zur Ruhe, der Haushofmeister hatte

noch alle Hände voll zu thun und zu rüsten, und legte sich erst nach Mitternacht zu kurzem Schlummer nieder, während von der Herrschaft wie von den Gästen schon alles fest schlief wie die Toden. Theophiliy Nikodemo=now bewohnte übrigens nicht das Vorzimmer der gro=ßen Gaststube, wie sein Vorgänger, sondern ein anderes, jenes war ihm mit seiner Erinnerung allzu grausig.

Ehe noch der Morgen recht graute, klingelte in jeder Duka die einzelne Glocke, wurden schon die Sanki's und Kibitken bespannt, und die Jäger setzten sich ein, ohne ein anderes Frühstück als einen tüchtigen Schluck Naliphka oder auch Arrak de Batavia, und jagten ver=einzelt in die öde Winterfläche hinaus, auf den Böcken die kundigen Lenker mit den langen kurzstieligen Rie=menpeitschen.

Groß sind die Freuden einer Wolfsjagd, für die die Jäger nämlich, doch je nach Jahreszeit und dem belieben der Jäger verschieden. Im Februar bis zum März ist der Wolf brünstig, und dann hauptsächlich ist er das wilde Ungeheuer der Steppe und der Wälder, voll Grimm, Gier und Blutdurst; oft zerreißen und zerfleischen die Wölfe einander selbst zu dieser Zeit. Da heult der kühne Jäger den Wolf an, das heißt, er stellt sich an einen sichern Platz — wehe ihm wenn er einen solchen nicht wählt, und ahmt das Geheul des brünsti=gen Wolfes nach. Bald kommt einer, bald kommen mehrere herbei, den Gegner — ihren Kameraden und Nebenbuh=

ler — zu bekämpfen, und dann fallen sie, einer nach dem andern, unter dem sichern Blei, und sind noch andere da, so werfen diese sich wuthvoll auf die Gefällten und lecken gierig ihr heißes dampfendes Blut.

Eine andere Art, den Wolf zu schießen, ist, daß auf Bäumen kleine Häuschen erbaut werden, in die sich je nach ihrer Zahl die Jagdgesellschaft vertheilt. In die Nähe wird ein Aas so gelegt, daß der Wolf es wittert; dieser naht dem Frase stets so, daß er mit dem Kopfe der Gefahr, oder der entgegengesetzten Seite, woher er kommt, die Spitze bietet, während der Wolfshund, der die ganz gleiche Fährte, wie der Wolf, zurückläßt, den Köder umgeht. Kein anderer Hund, als Bastarde von Wolf und Hündin, oder Hund und Wölfin, können zur Wolfsjagd benutzt werden.

Eine dritte Art, sich der Wölfe zu bemächtigen, ja sogar sie lebendig zu fangen, ist der Kessel. Thürhohe Baumpfähle werden ziemlich dicht in einem Kreis in die Erde gerammt; und in die Mitte wird ein lebendiges Schwein gethan. Um diese Einzäunung wird eine zweite, einen Faden hohe Umzäunung gemacht, mit einer halb geöffneten Thüre. Herr Isegrimm wittert das Schwein, geht durch die Thüröffnung in den äußern Raum, umwandelt ihn, und stößt bald genug an die Thüre, welche nun zufährt, und ihm so stets jeden Ausgang versperrt, außer dem Ausgang aus dem Leben, den er bald genug findet.

Von alle diesen Jagden auf den Wolf beliebte diesesmal der Jagdgesellschaft, die vom Schlosse Krementschuk kam, keine einzige, vielmehr wurde eine ungleich belustigendere vorgeschlagen und gewählt, nachdem man bei lichtem Tage an dem Orte angelangt war, der als Mittel- und Frühstückspunkt ausersehen ward. Als dem durch die Morgenluft und die rasche Fahrt erweckten Bedürfniß nach Trank und Speisen in üblicher jagdgerechter Weise entsprochen worden war, und die Gesellschaft die Kibitka bestieg, auf welcher die Dienerschaft, die hier zurückbleiben sollte, gekommen, warf plötzlich einer der Gäste, und des Bräutigams vertrauter Freund Aphanasiy Andreawitsch Kaschinzow, indem sein Auge suchend den Kreis der Anwesenden durchirrte, laut die Frage auf:

„Nun Freunde, wo ist denn unser Feodor Iwanowitsch? Ich sah ihn ja heute noch gar nicht?"

„„Doch, doch! Er muß in einem der Schlitten mit heraus gefahren sein!"" behaupteten einige der Jagdgenossen. „In der That, ich sah' ihn nicht!" erklärte der künftige Schwiegervater des genannten. „Ich fuhr mit voraus, in der sichern Meinung, er werde sich uns anschließen."

„Ein Katzenjammer vielleicht — ein Liebesfieber — er hat sich nicht loszureißen vermocht aus den Zaubernetzen der holden Agaphonika Polycarpovna!" witzelten und spöttelten die Jagdgenossen. „Kommt vielleicht nach,

oder denkt: „Zieht nur hin ihr Brüderchen; ich habe das Lämmchen gewonnen, was soll ich mit dem Wolf thun?“

Heiteres Gelächter und der Flaschen kreisen von Hand zu Hand begleitete die Scherze, nur Polycarp Simeonowitsch runzelte die Stirne und schüttelte das Haupt; das zurückbleiben des Schwiegersohnes fiel ihm auf, verstieß gegen die Sitte, er konnte keinen anderen Grund, als ein Unglück auf dem Wege oder ein ernstes übelbefinden Feodor's sich denken, und gebot einigen Dienern zurückzureiten und nach Feodor wie nach dessen ebenfalls vermißten Leibdiener zu spähen.

Die Gesellschaft auf dem Schlitten hatte ein Spanferkelchen in ihrer Mitte, jedoch ein lebendiges, und schleifte ein an einem starken Strick festgeschnürtes Bündel Heu hinter sich her. Jeder der Schützen war gut mit Jagdgeschoß versehen, und als man sich dem Gebiet näherte, in welchem Wölfe vermuthet werden durften, wurde das Spanferkel in den kleinen Ringelschweif gezwickt, daß es laut aufquikte. Dieses quiken ist für die Ohren eines hungrigen Wolfs gleichsam der Ton einer Zauberflöte, denn Meister Isegrimm theilt mit vielen Menschen die lebhafte Vorliebe für dieses nützliche und angenehme Thier, obschon er selbst ungebraten mit demselben vorlieb nimmt. Der Wolf rennt wild und unbedacht herbei, hält das rasch durch die Schneefläche dahin gleitende Heubündel für den Gegenstand seiner

Sehnsucht, setzt ihm nach, erreicht es mit dem letzten Sprung — und da kracht ein Schuß, und wenn dieser fehl traf, ein zweiter, ein dritter, und die Beute wälzt sich heulend und färbt den weißen Schnee mit ihrem Blute roth. Das hält andere Wölfe nicht ab, immerdar dem Heubündel nachzujagen, bis das gleiche Loos einen nach den andern ereilt. Diese Jagd macht noch mehr Vergnügen, wie die Treibjagden auf Wölfe, die nicht ganz ohne Gefahr sind.

Mancher Wolf wurde von den heitern Schützen erlegt, und nach gebüßter Jagdlust wurde der Rückzug in froher Laune angetreten.

Von Unruhe getrieben jagte Polycarp Simeonowitsch in seiner Sanki, zur Seite queer den zuverlässigen Theophiliy, seinen Gästen weit voran, der Heimath zu, und im tiefernsten Schweigen, das der Diener nicht zu unterbrechen wagte. Endlich fragte der Gebieter: „Sahest Du nicht den Scholowek (Menschen) Feodor's Iwanowitsch?“

„Mit keinem Auge, Euer Hochwohlgeboren!“ erwiederte Theophiliy. „Ich glaube, Herr und Diener haben sich verschlafen, und werden die Herren munter begrüßen, wenn der Jagdzug anlangt.“

„Mir gefällt das nicht!“ murrte der Gebieter. „Du hättest wecken sollen!“

Verzeihet, Herr, ich habe gefehlt, entgegnete Theophiliy: „Petrynka (Peterchen), so heißt der Diener Eures

gnädigen Herrn Schwiegersohns, sagte mir, daß sein Herr nicht liebe, geweckt zu werden, und es überall verbitte." Ei so mag er schlafen wie ein Bär! dachte der Edelmann von Krementschuk, doch sagte er es nicht, und ließ es nach dieser etwas beunruhigenden Mittheilung geschehen, daß der kleine langmähnige petukische Traber den bisherigen fast überraschen Lauf ein wenig mäßigen konnte.

## 4.

Agaphonika ließ sich wieder von Aniuschka und Barynka lieblich schmücken; ihre heutige Tracht war einfacher als die gestrige; sie wollte nun auch in der Glorie der Hauswirthin dem geliebten Gast entgegentreten. Davon, daß Feodor Iwanowitsch nicht mit ihrem Vater zur Jagd gezogen, hatte sie nicht die geringste Ahnung.

Die Jagd kam zurück; Agaphonika sah die Schlitten einfahren, sah sie halten, die Jäger aussteigen, einen nach dem andern, ihr Verlobter war nicht darunter. Es kam der Schlitten mit der Dienerschaft, und dann noch eine Kibitka mit der Beute — Feodor fehlte. Diese Wahrnehmung trieb der liebenden Braut das Blut aus den Wangen — sie zitterte — sollte Feodor Iwanowitsch auf der Jagd ein Unglück begegnet sein? — Der Vater kam herauf. Agaphonika flog ihm entgegen,

gab ihm den Gutenmorgenkuß und fragte bange: „Väterchen, wo ist Feodor Iwanowitsch?“

„Nicht bei uns, Töchterchen! Ist das Herzgespielchen nicht bei meinem Goldkindchen? So ruht er wohl gar noch in süßen Träumen, und schläft, wie ein Suslik!“ scherzte mit erzwungener Heiterkeit Polycarp Simeonowitsch. „Nun — er wird sich schon einfinden! Sorge Kindchen, daß wir essen, wir bringen alle von der Wolfsjagd Löwenhunger mit.“

Die Gäste traten in den Speisesaal, sie nahmen von der Sakuska, sie setzten sich, der Stuhl des Bräutigams, zwischen dem Edelmann und seiner Tochter, blieb noch immer leer. Letzterer flüsterte dem Haushofmeister einen Befehl ins Ohr, und dieser enteilte; man wurde indeß bedient. Theophiliy kam zurück und flüsterte nach üblicher Verbeugung seinem Herrn ins Ohr: „Euer Hochwohlgeboren Befehl gemäß betrat ich das Vorzimmer, und fand Petrynka fest schlafend und unangenehm überrascht, daß ich das Bürschchen weckte. Er gähnte sehr, rieb sich die Augen und fragte, wie viel Uhr ists? Ich sagt' ihm die Zeit und fragte, ob er nicht nun endlich doch seinen Herrn wecken wolle? Beileibe nicht, erwiederte mir Petrynka, da wären mir Scheltworte und Prügel mindestens so gewiß, wie Dir Theophiliy Nikodemonow heute ein gutes Mittagsbrod. Nicht anklopfen um keinen Preis, und wenn er vierundzwanzig Stunden in einem weg schläft, was auch

schon da gewesen ist; denn Du sollst wissen, mein Väterchen, mein sehr muntrer Theophiliy Nikodemonow, daß mein Herr meinem Vorgänger wegen unzeitigen weckens hat zu Tode prügeln lassen.“

„Es ist gut!“ sprach der Gebieter, dachte aber im innern: es ist nicht gut, und wunderte sich über diese üble Angewöhnung eines so lebhaften und sonst so feurigen jungen Mannes, schrieb indeß den heutigen überlangen Schlaf natürlichen Ursachen zu.

In der Gesellschaft fiel manches Neckewort, bis die Tafel fast zu Ende war. Vorher die frische kalte Luft, jetzt die Gluth des Zimmers und die starken Getränke vereinten sich, sehr aufregend auf die Jagdgenossen zu wirken, und so erhob Aphanasiy Andreawitsch seinen Humpen und rief: „Jetzt ist's genug geschlafen, jetzt auf und den Langschläfer, den Ratz, herausgetrommelt mit Pauken und Trompeten!“

Und stieg auf vom Sessel und alle folgten ihm ziemlich geräuschvoll, nur der Gutsherr blieb zurück — in trüben Gedanken. Die so eben erfahrene Mittheilung machte ihm Kummer, um seiner Tochter willen. Daß der künftige Schwiegersohn so grausam sei, hätte er nicht geglaubt; Polycarp Simeonowitsch Kalugin war nicht grausam, und jene Uebereilung, die dem armen Kolynka durch des Haushofmeisters eigene Rachsucht das Leben gekostet, wurde von ihm immer noch bitter bereut.

Fernher aus dem Schlosse, von Feodor's Zimmer her, scholl lautes Halloh untermischt mit pochen, hämmern und klopfen. Das Schlafgemach wollte durchaus nicht aufgehen und ebenso wenig erwachte von alle dem Lärm und den rufenden Stimmen drinnen der Schläfer.

„Hat das Zimmer keinen andern Eingang? — Man hole ein Brecheisen! — Das ist doch bedenklich! Gott — nur kein Unglück!" — so klangen die Stimmen der Männer und Jünglinge durch einander. Die Dienerschaft beeilte sich, geeignete Werkzeuge zum gewaltsamen öffnen der Thüre schleunigst herbei zu schaffen; Aphanasiy Andreawitsch setzte zunächst an, andre drückten nach, die Thüre krachte, aber sie ging nicht auf. Es war eine gewaltige große schwere Doppelthüre, mit altem riesigem Doppelschloß versperrt, und es kostete die größte Anstrengung, sie zu öffnen. Lange widerstand das Schloß selbst den Schlägen einer schweren Axt, die dagegen donnerte — und drinnen noch kein Laut — die Laune erstarb, die Scherze verstummten, die Gesichter der Männer wurden bleich, angstvoll gespannt.

Jetzt mit einemmale fuhr mit Donnerkrachen die Thüre auf, und Aphanasiy Andreawitsch riß den schweren Vorhang vom Bette.

O über alle Maaßen grauenvoller Anblick! Da lag Feodor Iwanowitsch starr und kalt, entseelt — mit furchtbar verzerrten Zügen, die den allerqualvollsten

Todeskampf dieser rüstigen und kräftigen Natur anzeigten. Beide Hände waren in das Haar gekrallt, die Beine gewaltsam, wie von Krämpfen verrenkt, hoch zur Brust heraufgezogen, und alles verrieth eine entsetzliche Spannung, in welcher, so schien es, ein jäher Anfall den Entseelten versetzt hatte.

Schreckenbleich umstanden alle Freunde das Lager — laute Ausrufe der Ueberraschung, des Schmerzes erschollen — sie pflanzten sich fort, einer rief's dem andern zu, und der Leibkutscher Gregor Constantinow war es, der vor den Schloßherrn zuerst mit ernster Meldung trat: „Euer Hochwohlgeboren gnädiger Herr Schwiegersohn, Feodor Iwanowitsch wurde so eben tod in seinem Bette gefunden."

„Tod sagst Du? Tod!" schrie der Schloßherr und wurde marmorbleich. „In meinem Hause! In meinem Bette, mein Gast, mein Sohn!" Der kräftige Mann wankte, er hielt sich an einen Tisch, und seufzte aus tiefster Seele: „O Agaphonika!"

Die Schreckenskunde zeterte durch das ganze Schloß, ehe sich noch der Edelmann Polycarp Simeonowitsch entschieden hatte, ob er zuerst die Tochter aufsuchend, das schreckliche ihr schonend und vorbereitend mittheilen oder erst sich von der entsetzlichen Wahrheit überzeugen sollte — war der Pfeil dieser Botschaft durch der Dienerinnen Mund schon eilig zu Agaphonika geflogen und hatte ihr liebendes Herz mit tödlicher Wunde getroffen.

Feodor Iwanowitsch war und blieb tod — nicht der stumme Schmerz der Freunde, nicht der Diener Geheul erweckten ihn; der Arzt erklärte, daß allem Anschein nach um oder gleich nach Mitternacht, wo alles im festesten Schlafe gelegen, der Tod erfolgt sein müßte, den er so wenig als jenen ganz unter ähnlichen Erscheinungen des Haushofmeisters Paul Michaylow erfolgten anders erklären könne, als daß eine giftige Luft in diesen beiden einzeln gelegenen aneinanderstoßenden, vielleicht selten gelüfteten Zimmern herrschen müsse, die Apoplexie hervorrufe und herbeiführe. Solche Fälle seien indeß weder ihm noch seinen Collegen bereits vorgekommen.

Grauenvoll war Agaphonika's so heiter begonnenes Verlobungsfest gestört, eine dunkle Wolke umhüllte ihr bisher so schönes Dasein. War auch ihre Liebe zu Feodor Iwanowitsch keine leidenschaftliche gewesen, so war doch ihre Trauer groß und ihr Schmerz gerecht, denn sie war eine beneidete Braut.

Ganz anders als der fröhliche Zug zur Jagd war jener, mit dem die Freunde des dahingeschiedenen und der Vater Agaphonika's dem Schlitten das Geleite gaben, auf welchem der Sarg mit der irdischen Hülle des toden Bräutigams nach Selo Chondelewka gefahren ward, um in der Familiengruft der Gurianow beigesetzt zu werden.

Agaphonika hatten Schreck und Schmerz auf das Krankenlager geworfen; sie lag im Fieber — abwech-

selnd wachten ihre Dienerinnen bei ihr. Auch die alte Naenka theilte diese Wache mit Aniuschka und Barynka.

Agaphonika phantasirte und sprach im Fieber: „O Liebling — o mein Tauber — wer tödete mein Täubchen?"

Mataphka hatte ihre knochigen Arme auf ihre Knie gestützt, und die dürren Finger in ihr jetzt ergrautes Haar vergraben; wachsam und scharf auf die Kranke blickend, glich sie einer Norne der Nordlandsmythe, zum mindesten einer Velleda. Das Baumwollengewand, das sie umhüllte, war schwarz.

„O meine Taube!" flüsterte Mataphka unhörbar: „wer tödete meinen Tauber, mein Herzchen, meinen Liebling? Die Furie der Hölle über ihn und über ein Haus, darin man der Mutter den Sohn erschlägt um zweier Tauben Willen!"

Agaphonika stöhnte im unruhevollen Schlafe: „Basiliy! Brüderchen! Komme, komme, komme! bringe mir Kolynka wieder! Unsern Gespielen — daß die alte Naenka wieder froh werde!"

Mataphka's Augen rollten — sie blickte starr auf die schlummernde, und flüsterte: „O Agaphonika Polycarpovna! Die Toden bringt keiner wieder! O Kolynka, mein Seelchen, das kommt nimmermehr zur alten Mutter. Drüben — sagte der Christenpope — drüben — sagte der Iman — im Paradiese — oh' — es giebt kein Paradies, es giebt nur eine Hölle!"

Wieder flüsterte es von den bleichen brennenden Lippen Agaphonika's: „Halte den kleinen Kolynka ja recht gut, mein Brüderchen, mein Herzens-Basiliy, auf daß er vergesse — vergebe und — vergesse“ — die fernere Rede erstarb, der Schlummer der Kranken wurde sanfter und ruhiger. Mataphka schüttelte streng das Haupt. „Vergeben, vergessen! Nimmer, kein vergeben, kein vergessen.“

In dem großen alten Gastgemach waltete des Schloßherrn Dienerschaft unter Aufsicht und Leitung des Haushofmeisters forschend und spähend, und reinigend. Die mit Eisenstäben verwahrten Fenster wurden geöffnet, das Gastbette genau durchsucht, und auseinander gelegt. Zwei lebensgroße, in der Wand mit schweren breiten Rahmen befestigte Familienbilder wurden abgenommen, die Wand dahinter sorglich gekehrt und neu gekalkt. Dem großen Spiegel sammt dem Pfeilertisch widerfuhr dasselbe wie den Bildern. Ein mächtiger, mit schwerem Schnitzwerk verzierter Gewehr- und Kleiderschrank, fast so hoch wie das Zimmer, der vielleicht hundert und mehr Jahre auf seiner Stelle gestanden, ward abgerückt. Auf einer Leiter stieg Theophil selbst hinauf und spähte, ob oben im Gesimse etwas schädliches sich verberge, und fegte allen Staub heraus. Auch unter dem Schrank, der auf starken kolossalen Löwenfüßen ruhte, fegte der Borstwisch. — Wohl fand sich Mulm und Wuwel, jenes räthselhafte Staubgerölle, das selbst in

unbewohnten Zimmern sich in und auf und unter alten Schränken und Spinden bildet und findet, doch nichts von eigentlichem Moder, nichts, daß in so hohem tödlichen Grade die Luft zu verderben vermocht hätte.

Alle dieses suchen und nachforschen war dem bekümmerten Schloßherrn noch nicht genug. Er gebot, daß die gepreßten uralten Ledertapeten, mit denen das Zimmer bekleidet war, abgerissen und durch neue ersetzt werden sollten; das Holzgetäfel der Decke wie des Fußbodens ward von Schreinern auf das sorgfältigste untersucht, jeder Sprung verspahnt, jede Fuge verkittet, jedes Mausloch am Boden wurde mit Kalk und Gyps verschlossen, der Boden frisch gebohnt. Und als alles nach des Herrn Gebot auf das genaueste vollzogen, auch das Bette gesäubert und erneut, wieder aufgeschlagen war, da gebot Polycarp Simeonowitsch, daß nie wieder, so lange er lebe, ein Gast, noch irgend ein Bewohner des Hauses in diesem Zimmer wohnen und schlafen sollte.

## 5.

Still und einförmig ging das Leben dahin im Herrenhause bei Krementschuk; der Gebieter begann rasch zu altern, Agaphonika wechselte viele Briefe mit ihrem Bruder Basiliy, und freute sich der Zeit entgegen, die diesen einmal wieder in ihre Arme führen sollte, pflegte ihre Tauben und überwachte die einfache Hauswirthschaft.

Aniuschka hatte einen kleinen Liebeshandel mit dem Leibdiener des verstorbenen Bräutigam, Peter Stephanow, angeknüpft und diesem ward vergönnt, sie zu heirathen. So war Aniuschka die glückliche, die statt ihrer Herrin nach Selo Chondelewka zog. Agaphonika entließ sie mit reichen Geschenken und guten Wünschen, nahm aber eine neue Dienerin nicht an, sondern begnügte sich mit den Dienstleistungen Barynka's.

Im Hause ging alles gewohnten, still geregelten Gang. Der Haushofmeister hielt strenge Zucht, aber fern von aller Grausamkeit und Härte. Machte sich, was selten geschah, ein Diener eines Vergehens schuldig, das die unvermeidliche Prügelstrafe nach sich zog, so verrichtete niemals Theophiliy Nikodemonow diese eigenhändig, sondern ließ sie durch einen niedern Knecht in mäßiger Anzahl der Plettenhiebe dem Verbrecher zutheilen. Von Kantschuhieben war keine Rede mehr. —

Die einförmige Stille der Lebensweise der Bewohner des Schlosses auf der kleinen Anhöhe über Krementschuk wurde aber, nachdem sie nahe an zwei Jahre gedauert, unterbrochen durch einen Brief Basiliy's, welcher freudig meldete, daß er mit einem Auftrag seines Chefs beehrt worden sei, für das Cavallerie-Regiment, bei dem er diene, auf Remonte zu reisen, und daß dieser Auftrag zur Ergänzung der Pferde des Regiments ihn in seine liebe Heimath führe, indem er befehligt sei, seine bezügliche Reise bis an die Grenze der Tata-

rei auszudehnen. Da war wieder Jubel im Schlosse, und bei der sanften, stillleidenden Agaphonika mindestens eine stille seeleninnige Freude. Auch der Vater lebte frisch auf, in Hoffnung, seine Wünsche erfüllt zu sehen, und im Sohne einen wackern Officier des angebeteten Czaars, einen edlen Nachfolger zu umarmen.

Bis Poltawa mußte Gregor Constantinow mit dem besten Viergespann dem Erben des Hauses entgegenfahren. Alles stand in froher gespannter Erwartung; ein reiches Mahl harrte, doch sollte es heute nur den lieben ersehnten Gast allein gelten, kein fremdes Auge sollte des Vaters, der Schwester Augen in Wonnethränen schwimmen sehen. Später sollte wieder der Gäste fröhliches Geräusch das geräumige Schloß erfüllen, und jede mögliche Lust zur Feier der Anwesenheit des einzigen Sohnes und Erben geboten werden.

Basiliy Polycarpowitsch kam an, flog in des Vaters, in der Schwester liebeseelige Umarmung, empfing die demuthvolle Begrüßung der Dienerschaft, und alle bewunderten den so ganz verwandelten jungen Helden, der im zarten Alter geschieden war, und jetzt so gereift, so männlich und im vollen Schmuck des Kriegers vor ihnen stand. Er brachte nur einen Leibdiener mit, den er Nikolay rief. Dieses jungen Menschen Gesicht zierte ein sehr starker Schnurrbart, seine Haltung war ernst und kalt. Mit großer Raschheit verrichtete er seine dienstlichen Obliegenheiten, packte Mäntel und Waffen

und Gepäck aus der Kibitka, und übergab es ohne Worte der Dienerschaft, außerdem schien er sich nichts um alles das, was um ihn her vorging, zu kümmern. Nur als unter den Dienern des Hauses ein altes ergrautes Weib demüthig vor dem jungen Herrn in die Kniee sank, und ihm ihre zitternden Hände entgegenstreckte, da flammte Nikolays Blick nach ihr hin; er erkannte seine gealterte Mutter, er zuckte zusammen, da lag aber im selben Augenblicke eine schwere Hand auf seiner Schulter; es war die Hand Theophiyl Nikodemonow's, der zu ihm sprach: „Sieh nicht — höre nicht — und schweige.“

Schweigend neigte Nikolay sein Haupt zum bestätigenden Zeichen, und schwieg fortan.

Viel schönes und herrliches an Geschenken hatte Basiyl aus der glänzenden Czaarenresidenz an der Newa mitgebracht, viel gab es zu erzählen, nicht satt hören und nicht satt sehen konnte sich der Vater an dem blühenden heldenkräftigen Sohne.

Als Vater, Sohn und Tochter allein beisammen waren, lenkte sich naturgemäß das Gespräch auch auf die trüben Ereignisse des Hauses. Aufs neue wurde des unseligen Verhängnisses gedacht, das der edlen Agaphonika den Bräutigam, den künftigen Gatten, und ihren Vater den wackern, erwünschten Schwiegersohn geraubt, und nicht minder gedachte man des unter ähnlichen Umständen erfolgten Endes Paul Michaylows. Durch Kopfschütteln that Basiliy Polycarpowitsch seinen Unglauben

oder doch seine Zweifel kund, und verlangte in das Zimmer geführt zu werden. Dieß geschah, Basiyl fand es nebst dem Vorzimmer schön erneut, recht wohnlich gemacht, auch luftig und rein gehalten, und rief aus: „Das Zimmer trägt an jenen räthselhaften Todesfällen ganz sicher keine Schuld — es muß etwas anderes sein — ein Gespenst, würden die sagen, die an Gespenster glauben und sich vor ihnen fürchten. Memmen das, ich fürchte mich nicht! Zufall ist alles.“

„„Ich habe gesorgt, daß dieser Zufall nicht wieder walte. So lange ich lebe, wird niemand wieder dieses Zimmer bewohnen““, sprach der Schloßherr und schnitt damit weitere ihm unliebe Erörterungen ab.

Die Tauben, welche Basiyl mit Liebe gepflegt sah, lenkten das Gespräch auf Nikolay; längst hatte der Blick Agaphonika's nach dem Leibdiener des Bruders gespäht, doch keine Aehnlichkeit mit Nikolay zu entdecken vermocht; er war, gleich Basiyl, zum jungen Manne herangereift, hatte an Haltung gewonnen, und hielt sich auf seiner Stellung, wie erhaltenem Befehl gemäß, in angemessener Entfernung.

Gern hätte Basiyl eine Erklärung und Aufdeckung seines Geheimnisses in Betreff Nikolays gegen seinen Vater herbeigeführt, aber dieser sah sich nur höchst ungern an einen Vorgang erinnert, der sein Gemüth nachhaltig bekümmert und verdüstert hatte; daher brach er das begonnene Gespräch über diesen Punkt rasch ab, und

Basiliy beschloß eine andere gelegene Zeit zu einer Enthüllung abzuwarten, die seinem Vater nur höchst angenehm sein konnte.

Eine heitere Abendmahlzeit vereinte die aufs neue durch ihr Beisammensein beglückten; des Sohnes Erzählungen aus seiner militärischen Laufbahn, vom Leben in den Feldlagern wie in der Czaarenresidenz, von Sankt Petersburg sich täglich steigernder Pracht und Großartigkeit füllten höchst angenehm die Stunden aus. Spät trennte man sich, und mit frohem Gemüthe suchte und fand der alternde Schloßherr die Ruhe; auch Agaphonika zog sich zurück, und der Haushofmeister geleitete den jungen Herrn auf sein Zimmer, neben welchem dem Leibdiener ebenfalls eine Schlafstätte angewiesen war. Schon wollte der Haushofmeister sich ehrerbietig entfernen, als Basiliy zu ihm sprach: „Höre an, Theophiliy Nikodemonow, ich werde mit Nikolay nicht hier, sondern in dem alten Gastzimmer schlafen."

„„Euer Hochwohlgeboren verzeihen,"" begann Theophiliy seine Einrede, aber Basiliy unterbrach ihn: „Ich weiß schon, Alter, was Du mir sagen willst. Der gnädige Herr, mein Vater, hat es verboten; allein sieh, ich hasse den Aberglauben, ich will doch sehen, was es mit dem Spuk für eine Bewandniß hat! Sei ohne Furcht; wir begeben uns nicht blind in eine Gefahr; höre meinen Kriegsplan. Du schläfst oder wachst, das bleibt Dir freigestellt, im Vorzimmer; wachst Du, so

wirst Du den Vortheil haben, nicht von Deinem Vorgänger zu träumen, der ein grausamer Hund war. Du bildest die Vorhut gegen einen äußern Feind. Im Nothfall bleibt Dir der Rückzug in mein Zimmer, denn die Thüre lassen wir offen. Ich, als Centrum, lege mich angekleidet zu Bette; auf den Tisch liegen meine zwei paar scharfgeladenen Pistolen, am Bette lehnt mein gutes Reiterschwert. Auf dem Tisch brennen vier Wachskerzen, in Deinem Zimmer eben so viele, damit wir Licht haben, wenn der Versuch gemacht wird, irgend ein Licht, und wär's ein Lebenslicht auszublasen. Mein Nicolay schläft in dem großen altväterischen Lehnsessel, der im Zimmer steht, versteht sich ebenfalls bewaffnet; er ist die Verstärkung, das Hintertreffen. Wer soll uns, so gerüstet, in dem großen, hellen, frisch gelüfteten Zimmer etwas anhaben? Vor Menschen fürchten wir uns nicht, und Geister? Hahaha! die giebt es nicht! Der Teufel? Würde mir eine Ehre sein, seine Majestät, den Selbstherrscher aller verdammten Seelen, den Czaar des höllischen Reiches kennen zu lernen!"

„Frevlen Euer Hochwohlgeboren nicht! Ich flehe beim heiligen Kreuze!"" rief der Haushofmeister erschüttert aus. „Setzet Euch, Basiliy Polycarpowitsch, nicht ohne Noth einer Gefahr aus, die um so furchtbarer ist, als man nicht weiß, wie ihr zu begegnen, und von wannen sie kommt! Setzet auch mich nicht der schwersten Verantwortung aus! Der gnädige Herr ist gut, aber

auch streng; selbst im glücklichsten Fall, wenn alles gut abliefe, würde mich dafür, daß ich jenes Zimmer Euch aufgeschlossen gegen seinen ausdrücklichen Befehl, mit Recht schwere Strafe treffen, ich würde meines Amtes entkleidet und dem geringsten Muschik gleich gestellt werden!“

„„Mühe Deine Lunge nicht ab, Theophiliy““ entgegnete Basiliy. „Ich will es so, und damit gut, alle und jede Verantwortung nehme ich auf mich. Gegen jede Strafe schütze ich Dich. Wir lassen niemand mehr um ein Paar Tauben todprügeln!“

„„Herr! Nehmt mein Leben!““ rief verzweiflungsvoll und zu Basilys Füßen stürzend, der Haushofmeister. „Gern geb' ichs hin für das Eure, aber Ihr dürft nicht in jenem Zimmer schlafen! Um des Heilandes und seiner heiligen Mutter Willen, führet mich nicht in diese schwere Versuchung!“

„„Theophyl!““ rief Basiyl: „Erzürne mich nicht gleich am ersten Tage meiner Heimkehr! Bei meiner Ehre sag' ich Dir, ich werde mit Nikolay in jenem Zimmer schlafen! Verstehst Du! Bei meiner Ehre!“

„„Ihr habt zu gebieten Herr, ich gehorche, mein Leben ist verwirkt““ — sprach tonlos, indem er sich erhob, der Haushofmeister, und leise flüsternd setzte er hinzu: „vielleicht auch — das Eure.“ Doch dieß hörte Niemand.

Alles geschah, wie Basiyl befohlen; erst entfernte Theophiliy alle Diener aus nahen Zimmern oder Gängen — er selbst trug mit Nikolay die Lichter, die Waffen in jenes Zimmer. Sorglich leuchtete er umher unter und hinter das Bette, unter den riesigen Schrank, hinter den Spiegel, in die Winkel; er rückte den Lehnsessel für Nikolay zurecht, er selbst gelobte sich zu wachen, doch verließ er noch einmal das Vorzimmer um zu sehen, ob im Hause alles ruhig und in Ordnung sei.

Basiliy ließ nur die Stiefeln sich ausziehen, machte sich's bequem, doch blieb er in Kleidern. Statt der Decke, die er verwarf, diente ihm sein Reitermantel. Als er lag, setzte sich auch Nikolay zum Schlummer zurecht, voll bekleidet, die Waffe neben sich, den eigenen Mantel über sich. Hell brannten die Kerzen, die Zeit war nahe an Mitternacht.

## 6.

Agaphonika's Herz klopfte so freudenvoll, wie lange nicht. Sie war so selig in der Liebe zu ihrem Bruder, so glücklich, gern hätte sie auch andere glücklich gemacht. Sie gab ihrer Barynka, welche sie auskleidete, eine ganze Handvoll Schmuck zum Geschenk und sagte ihr: „Gehe hin liebe Barynka, rufe mir die alte Naenka her, ich will auch ihr etwas schenken, weil mein Brüderchen wieder gekommen, und so schön und herrlich geworden ist!“

Barynka ging unter Dankesbezeugungen, und sandte der Herrin die alte Mataphka zu. Diese kam und fand Agaphonika in allerhand Kleiderstoffen kramen.

„Habe einen Freudentag erlebt, Altmütterchen!“ sprach Agaphonika. „Möchte Dich auch erfreuen! Was schenke ich Dir alte Naenka? Was erfreut Dich am meisten? Bitte, sag' es mir! Schmuck wirst Du Dir schwerlich wünschen, aber vielleicht ein Kleid — oder — eine recht frohe Botschaft?“ —

„Herrin, die alte Mataphka hat was sie braucht. Dank Euch für den guten Willen Agaphonika Polycarpovna. Und mir eine gute Botschaft, die könnte ja nur vom Himmel kommen.“

„„An den Du nicht glaubst, Mataphka,“ fiel Agaphonika ein: „und doch ist unser Gott groß und mächtig, kann die Toden erwecken und lebendig machen.“

Mataphka schüttelte heftig ihr Haupt, und murrte: „Verzeiht Herrin, das kann er nimmermehr.“

„„Würdest Du glauben an den Gott der Christen, Mataphka, wenn Dein Kolynka wieder vor Dich träte, und spräche: Mütterchen, siehe, da bin ich, ich lebe!“

Mataphka's Gestalt hob sich kerzengerade, ihre Augen rollten.

„Mein Sohn, mein Kolynka!“ stieß sie keuchend hervor. — „Ja — ich würde glauben, oh ganz gewiß, ich würde sehr glauben, Agaphonika Polycarpovna, aber das ist ja nicht möglich — nicht möglich!“

„Unserm Gott ist nichts unmöglich!“ entgegnete Agaphonika mit fester Zuversicht.

„Höre zu, Mütterchen, und schaue nicht so wild, so entsetzlich drein. Unser Kolynka ist damals nicht gestorben; er war nicht tod — Theophiliy Nikodemonow hat ihn gerettet, dessen Mutter heilte ihn, aber er wollte nicht in unser Haus zurück, er entfloh — und dem entflohenen Leibeigenen wäre die Abgabe als Rekrut gewiß gewesen, das weißt Du wohl, darum durft' er nicht wieder kommen, darum mußte es ein festbewahrtes Geheimniß bleiben, daß er lebe. Zu meinem Bruder flüchtete er sich, ihm dient er; sein Scholewak, den er mitgebracht — ist — doch muß es noch immer geheim bleiben — Dein Sohn, Dein Kolynka!“

Mit sprachlosem erstaunen und unter immer heftiger werdenden zittern hörte die Alte diese Mittheilung; fast zersprang ihr das Herz vor Weh und Wonne, endlich rief sie tief athmend und schreiend aus: „Mein Sohn! mein Kolynka! Und so lange mir entzogen und vorenthalten! Wo ist er? Ach wo ist er?“

„Er ruht im Vorzimmer seines Herrn, heute darfst Du ihn nicht stören, morgen wird er an Deinem Herzen liegen. Nun Mütterchen, gab ich Dir nicht ein gutes Geschenk? Danke mir und gehe zu Ruhe.“

„Ich danke Euch, Herrin! Ich danke Euch, Agaphonika Polycarpowna!“ sprach Mataphka mit seltsamen Ton. „Ich danke Euch für dieß graue Haar, Euer

so gut bewahrtes Geheimniß hat es grau gemacht; für diese runzelvolle Haut, das Geheimniß hat sie gewelkt; für meine zitternden Glieder; der nagende Schmerz um meinen Sohn machte sie erzittern und das tiefe Geheimniß. Hätte ich den Sohn lebend gewußt, wenn auch fern von mir, so konnte ich beten, wenn auch nicht zum Gott der Christen. Es giebt nur einen Gott, und Mahomed ist sein Prophet! — Weil ich nicht beten konnte, so habe ich geflucht, und meine Flüche haben mein Gebein verdorrt und meine Schritte wankend gemacht. Oh ich danke Euch — Euer Geheimniß hat mir ja den Sohn geschont und erhalten, mir aber raubte es mehr, als je irgend eines Gottes Hand mir wieder zu geben vermag."

Agaphonika litt Pein bei dieser Rede des Tatarenweibes; sie verhüllte sich und deutete mit der Hand, die Sprecherin möge sich entfernen. Unverweilt gehorchte diese, und Agaphonika suchte im Innern beunruhigt die Ruhe und seufzte: „Ach, wo giebt es noch eine reine und ungetrübte Freude?" —

Mataphka hielt ein Lämpchen in der Hand und schlich durch des Hauses Gänge, die Diener alle hatten schon ihre Ruhestätten gesucht. Sie wußte die Thüre des Vorzimmers, darin Nikolay schlief, sie konnte nicht eine Nacht lang das Geheimniß in ihrer Brust bewahren, und auf den nächsten Morgen harren — sie wollte den

Sohn, den lang entbehrten Sohn, sie hatte keine Gedanken mehr als nur den Sohn, den Sohn.

„Ob er schon schläft mein Herzchen? O mein goldener Liebling!“ Die Alte legte lauschend ihr Ohr an die Thüre, sie vernahm nichts; es war tiefstill in dem Zimmer. Sie stellte ihre Lampe zur Seite auf das Estrich des Ganges, und lugte durch das Schlüsselloch. Es war finster da drinnen, gegen die Gewohnheit, denn in's Zimmer des Dieners gehört ein Nachtlicht. Sie scharrte leise mit den Nägeln an der Thüre — nichts regte sich — jetzt klopfte sie leise erst, dann stärker und noch etwas stärker. „Alles still drinnen — alles still.“ Das war genau um dieselbe Zeit, in welcher Theophiliy Nikodemonow noch einmal das Vorzimmer, darin er wachen sollte und wollte, um nachzusehen, ob alles im Hause in Ordnung, verließ. Da sah er auf dem Gang den Lampenschimmer, schlich durchs Dunkel näher, fand die Alte.

„Heda Mataphka! Was giebt es hier zu suchen und zu lauschen?“ rief er, doch nicht laut, der Alten zu, und faßte sie nicht eben sanft an.

„Will zu ihm, will zu meinem Nikolchen; laß mich Väterchen, drücke mich nicht so hart; das Fleisch ist von den Knochen, Druck thut weh!“

„„Bist verrückt alte Mataphka! Sehr verrückt! Mondsüchtig! Welche Narrheit! Wo soll Dein Kolynka herkommen?““

„„Ha stelle Dich nicht dumm, Väterchen! Ich weiß alles, Du weißt alles! Er ist da, das Goldsöhnchen, der Liebling, freuest Dich auch, bist gut, sehr gut, hast ihn gerettet, oh ich will Dir tausendmal die Hände küssen — aber ruf' ihn heraus, ruf' ihn heraus, ich will ihn sehen, ich muß ihn sehen.““

„Schweig, thörichtes Weib! Schreie mir etwa die Schläfer wach! Morgen ist auch noch ein Tag, alte Nachteule! Gleich in Deine Ispa! Marsch fort oder ich haue Dich! Hier schläft er ja gar nicht, der Nikolay, Du Hexendrache!“

„„Hier nicht und wo denn? Um Deines, um seines Lebens Willen wo denn, Mann?““ rief mit unterdrücktem Angstgeschrei die Alte, und alle Fiebern spannten sich; sie raffte die Lampe vom Boden auf, ihr graues Haar umflog sie, ihre Augen rollten.

„Dort!“ flüsterte der Haushofmeister und deutete nach der Thüre jenes Vorgemaches ganz am Ende des Ganges.

„„Dort!““ wollte die Alte aufkreischen, aber der Haushofmeister schlug ihr die rechte Hand auf den Mund und krallte ihr mit der linken an die Gurgel, und flüsterte: „Satansweib, gieb nur noch einen Laut von Dir, und ich erwürge Dich auf der Stelle.“

Mataphka schüttelte sich mächtig; der Haushofmeister ließ ab von ihr, doch sie sank vor ihm zusammen, fast fürchtete Theophiliy, er habe sie schon erwürgt. Sie begann aber zu wimmern: „Hab' Erbarmen! Ruf' ihn

heraus — heraus — er ist des Todes drinnen, des sichern Todes!" Dabei schleppte sich die Alte in keuchender Angst auf den Knieen näher hin nach jener Thüre, immer näher hin, und den Haushofmeister überlief es kalt; er wollte gern Lärm und Unruhe verhüten, die Alte begütigen, und zugleich auch wieder auf seinen Wächterposten zurück, denn ihm graute vor den Schrekken dieser Nacht.

Er hoffte mit begütigenden Worten besser als mit heftigen auf die Alte, welche halb wahnsinnig schien, einwirken zu können, und flüsterte: „Wenn Du Dich ganz still verhalten willst, so will ich Dich mit herein nehmen, daß Du ihm nahe bist. Rufen kann ich ihn nicht, denn er ruht im Gemach seines Herrn. Was kann ihm da widerfahren? Die Kerzen brennen hell, beide sind bewaffnet."

„„Oh! oh! oh!"" wimmerte leise die Alte: „setz' ihnen eiserne Schlafhauben auf, hörst Du, guter Theophiliy! O nur einen rette! Rette Nikolay!"

Redet das Weib im Fieber oder schwatzt die Hölle aus ihr? fragte sich Theophil, dem das Gebaren der Alten jetzt mächtig aufzufallen begann. Wenn sie doch beim Teufel wäre, statt hier, zu dem alle solche Hexen gehören!

Während dieß alles auf dem Gange vorging, waren Basiliy und Nikolay noch wach, und der Gebieter plauderte mit dem Diener.

„Ich konnte heute Deinetwegen noch nicht mit meinem Herrn Vater reden, Nikolay, morgen aber soll es geschehen; er wird Dich mir gewiß schenken, wenn ich um Dich bitte, dann kannst Du Deiner alten Mutter Dich entdecken, und die Dienerschaft soll ein Fest haben, wobei sie meine Heimkehr und Deine Wiederauferstehung von den Toden zugleich feiern kann.“

„„Euer Hochwohlgeboren sind sehr — gnädig!““ erwiederte Nikolay, gähnte aber gleich darauf.

„Ah, Du bist schläfrig Junge, — verdenke Dir's auch nicht — die Reise, die Mahlzeiten, schlafe immerhin. Ich wünschte, ich könnte es auch, bin aber zu aufgeregt. Bin ohne Furcht und doch auch nicht ohne Unruhe — bin gespannt, wie die Hähne meiner Pistolen — wäre doch besser, sie in Ruhe zu setzen — es könnte eine Phantasie mich ergreifen, ein böser Traum, ich griffe in der Schlaftrunkenheit danach und erschösse am Ende Dich. Habe einmal so eine Geschichte gelesen. — Setze die Pistolenhähne in Ruhe, Kolynka!“ — Hörst Du nicht?“ —

„Der arme Kerl schläft schon, und giebt zuletzt wohl gar ein Gratisconcert für mich — nun denn, so thun wirs selbst.“

Basiliy richtete sich im Bette empor, und setzte die Hähne der Pistolen in Ruhe, einen nach dem anderen und legte sie leise wieder auf den Nachttisch. Er sah nach der Taschenuhr, die ebenfalls auf dem Nachttisch

lag — sie zeigte Mitternacht. „Nun denn — da wäre ja die Geisterstunde eigentlich schon vorüber. Oder ist's nicht so? Weiß ich doch wahrhaftig nicht, welches eigentlich die richtige Geisterstunde ist, von eilf bis zwölf oder von zwölf bis ein Uhr? Meinetwegen — die Geister haben viele Zeit, thun nichts, brauchen nicht zu exerciren, können sich ihre Mussestunden nach belieben wählen."

Bald nach diesem Selbstgespräch war auch Basiliy Polycarpowitsch vom Schlummer übermannt.

Leise trat Theophiliy Nikodemonow in das Vorgemach. Die Kerzen brannten alle noch, wenn auch etwas düster. Die Thüre zum Zimmer des jungen Gebieters stand halb offen; ohne das mindeste Geräusch zu erregen, trat Theophiliy wieder heraus auf den Gang zu der Alten, und sagte: „Es ist alles drinnen gut und ruhig — laß mich nun auch ruhen — und gehe schlafen."

„„Nein! Laß mich hinein — hinein!"" drängte Mataphka flüsternd: „Du sollst erfahren weshalb ich hinein muß — muß — keine Minute zögere, jede Minute kann den Tod bringen."

„„Sag's, und ich lasse Dich ein, eher nicht, aber einen vernünftigen Grund laß mich hören!""

„Vernünftig!" höhnte Mataphka. „Hab' ich doch einmal Deinen Popen sprechen hören, es stehe geschrieben in Eurem heiligen Buche: niemand lasse sich betrügen mit vernünftigen Reden! Höre zu."

Leise und hastig flüsterte die Alte auf dem Gange, mit bangem, immer stärkern klopfen des Herzens lauschte Theophil.

Leise pickte im Schlafzimmer Basiliy's die Taschenuhr, nichts war sonst darin noch hörbar, als die Athemzüge der Schlummernden.

Aber jetzt regt sich etwas unter dem Boden des auf den kurzen Löwenfüßen stehenden Schrankes, aber es regt sich unhörbar.

Hervor unter dem Schranke gleitet eine dunkle Unform — rasch wie eine Maus — schwarz wie ein Schatten. Jetzt steht es, als lausche es — jetzt gleitet es wieder über den gebohnten Boden des Zimmers, rasch, unhörbar, wie die Wasserspinne über die Spiegel unbewegter glatter Fluth gleitet — dann stockt es wieder.

Dem Bette naht es, darinnen Basiliy ruht. Husch ists an dem vordern Pfosten zu Häupten hinauf — still — wieder ein Husch — über die Kopfkissen gleitet es jetzt. —

## 7.

Das grauenhafte dunkle Wesen, welches unter dem alten Schranke tief in einem Winkel am Boden des Schrankes gesessen hatte, durch die Stube geglitten war und zur Pfoste des Bettes hinan, und über die Kopfkissen — rührt jetzt mit leisen tasten an das Haupthaar Basiyls.

Ob dieses Wesen Augen hat zu sehen, ob es fühlt? wer kann das sagen — seine Stelle aber die es sucht, findet es; es verschwindet ganz in dem vollen Haar des Schläfers, ohne die Haare mehr zu bewegen, als ein Federcheu sie bewegen würde.

Jetzt sitzt es über der Stelle, wo überm Stirnbein, Kreuznaht und Pfeilnaht der Hirnschaale sich berühren, und aus seinem Körper dringt ein Stachel, spitz und fein, wie eine Nähnadel von englischem Stahl, hart wie Diamant, und es setzt die Spitze dieses Stachels auf die bezeichnete Stelle. —

„Da sie mir den Sohn zu Tode gegeiselt hatten, da schwur ich ihnen Rache bei Muhamed und allen bösen Engeln des Abgrundes“ — flüsterte Mataphka dem Theophiliy Nikodemonow zu.

„Und entwich, obschon ich krank und nicht ganz bei mir war, aus dem Schloß und ging dem Walde zu, und verlobte mich mit Freuden der Hölle, unter dem Beding, daß sie mir ein Pfand der Rache gebe an diesen unmenschlichen Peinigern.“

„Und entzündete ein Feuer, und streute Kräuter hinein, und sprach die Formeln, die meine Mutter mich sprechen gelehrt am See Kom in der nogaischen Steppe, und erflehte den heimlichen Wurm, der, wie die Sage geht, kein Geschöpf Gottes ist, welches Ding lebt ohne Nahrung, ohne Paarung, und welches tausend Jahre alt wird, wenn es in hundert Jahren nur

einmal ein Tröpflein Menschenhirn in seinen Stachel zieht — und da kam's aus der Luft herunter — und ich fing's — fing's — trug's her zur Rache in dieses Haus, und hier in dieses Zimmer, darin der Teufel schlief, der meinen Sohn, wie ich nicht anders wußte, und er nicht anders wollte, erschlagen — die Höllenfurie war's!"

In demselben Augenblick, als Mataphka diese letzten Worte sprach, stieß die Höllenfurie ihren Stachel tief in das Gehirn Basiyl's — und es gellte ein überlauter entsetzlicher Todesschrei aus dessen Zimmer.

„Ungeheuer! Tochter der Hölle!" schrie Theophil von eiskaltem Entsetzen übergossen, und gab der Alten einen so fürchterlichen Stoß, daß sie rücklings überschlug und ihr Schädel hart auf das Estrich des Ganges schmetterte — und stürzte durch sein Zimmer in das Zimmer Basiyl's.

Nikolay war aufgetaumelt, hatte den Armleuchter in der Hand, stand entsetzt, schlaftrunken und rathlos da — Basiyl hatte beide Hände eisenfest auf sein Haupt gedrückt, sein ganzer Körper warf sich in Todeszuckungen auf dem Lager um und um, aber die fest auf das Haupt gedrückten Hände ließ er nicht los — und noch ein markdurchschütternder gellender Schrei, der durch das ganze Schloß drang, dann ein kurzer letzter Seufzer, und Basiyl war tod.

Den alten Gutsherrn weckte des einzigen Sohnes letzter Todesschrei aus dem friedlichen Schlummer — auch Agaphonika hörte diesen Schrei — die entsetzliche Verwirrung, der grenzenloseste Jammer füllte bald das Schloß.

Der alte Gutsherr wollte in seinem ungeheuern Vaterschmerz den ungehorsamen Haushofmeister erschießen, Agaphonika aber sprach ernst: „Denk' an Nikolay, Vater, dessen Tod Dich reute, weil er unschuldig war; die vermeinte Blutschuld hat Gott von Deinem Haupte genommen; jener der dort an Deines Sohnes Bette in Thränen zerfließend knieet, ist Nikolay, lade keine neue Schuld auf Dich! Des Bruders Wille zwang Theophiliy Nikodemonow!“

Als der Arzt den Leichnam Basiyl's besichtigte, gelang es ihm nur mit Mühe, die wie mit Schrauben auf den Schädel fest haftenden Hände zu lösen. Unter ihnen lag, zerquetscht und breitgedrückt, scheuslich, scheuslich, scheuslich anzusehen, die Höllenfurie — ein Geschöpf, eine Mischung von Tarantel, Scorpion und Stachelpfeilkrebs (Xiphonura). Der Arzt that es in Spiritus.

Polycarpow Simeonowitsch versank in dumpfes brüten — sein Geist umdunkelte sich, er lebte nicht lange mehr. Der letzte seines Stammes, folgte er dem einzigen Sohne bald nach in die Gruft der Kalugin.

Mataphka hatte sich aufgerafft vom schweren Stoß und Fall, während der allgemeinen Verwirrung, aber sie war und blieb verschwunden, niemand sah sie wieder — nach dem Walde war sie hin, wo sie die Höllenfurie gewann.

Agaphonika bestellte nach ihres Vaters Tode den alten Haushofmeister Theophiliy Nikodemonow zum Verwalter ihres Hauses und Gutes, über welches sie verfügte; verband Nikolay mit Barynka, und stattete dieses Paar reichlich aus; gab allen ihren Leibeigenen die Freiheit nebst angemessenen Ländereien ihres Gutes, und rüstete zu einer großen Reise.

Als sie allen ihren weinenden Dienern und Dienerinnen Lebewohl gesagt, stieg sie in den Reisewagen. Wie Gregor Constantinow, der alte Leibkutscher fragte, wohinwärts er die Rosse lenken solle? sprach sie tonlos: „Nur immer die Straße nach Kiew.“

Dort nahm Agaphonika Polycarpovna in einem der zahlreichen Klöster den Nonnenschleier.

Das Schloß ging in andere Hände über; die Sage, daß die Höllenfurie darin gehaust, wurde bald zu der, daß sie noch darin wohne. Diese Hausgenossenschaft mochte niemand theilen — daher wurde der Bau verlassen und verfiel endlich ganz — jetzt ist fast jede Spur davon verschwunden.

Aber im naturhistorischen Museum zu Krementschuk zeigt man noch das unbekannte, unbeschriebene, unbestimmte Thier in Spiritus, wagt jedoch nicht, es beim wahren Namen zu nennen.

---

# Die Hexenkönigin.

(Nach einem fliegenden Blatt, o. O. 1718.)

## 1.

An einem Freitagabend saß nach gethaner Arbeit Lurz, der Knecht des Bauern Friedrich Strumpf, im Dorfe Kesselbrunn bei Köln am Rhein, in der Wohnstube und las in einem Gebetbuche, wie er zum öftern zu thun pflegte, denn der Lurz war ein treuer und fleißiger, aber dabei sehr stiller und in sich gekehrter Mensch, der dem wirthshausgehen ganz abhold war, und seine Feierstunden meist dazu verwendete, in der Bibel oder in Andachtsbüchern zu lesen. Die Magd Barlies war noch in der Küche oder im Kuhstall beschäftigt, der junge Sohn des Hauses, ein Knabe von elf Jahren, Andres geheißen, dehnte sich schläfrig auf der Ofenbank, und der Herr des Hauses, Friedrich Strumpf, war nicht daheim, der saß im Wirthshaus bei den Kart- und Schnapsbrüdern.

Die Hausfrau hatte im Oberstock des Hauses geschaltet und gewaltet, kam jetzt mit Geräusch herab in

die Stube und fuhr den Knaben scheltend an: „Na, was räkelst Du Dich noch herum? Geh in's Bette, wenn Du müde bist!“ Und zum Knecht gewendet, sagte sie: „Schon fertig Lurz? Alles besorgt, daß schon Licht angebrannt werden muß, wenn die Hühner schlafen gehen, um nur geschwind die Nas' in die Bücher zu stecken! Ich möcht' nicht immer so sitzen und lesen und mich versimuliren!“

„Die Hühner zu Bette, Frau Grethe Strumpf — das Huhn — wollt Ihr sagen, Eure schwarze Glucke“ — entgegnete ruhig der Knecht.

„Was geht Ihn die Glucke an? Es ist so eine Redensart!“ versetzte die Frau kurz gebunden.

„Und in solchen Büchern möchtet Ihr nicht lesen, Frau Grethe Strumpf!“ fuhr jener betonend fort, und tippte auf sein Andachtsbuch.

„In solchen so wenig wie im Eulenspiegel, wie Er einer ist!“ fiel die rasche heftige Antwort der Herrin des Strumpfen-Hofes. „Man hat schon mehr Beispiele, daß die eifrigen Schriftenleser übergeschnappt sind und in's Narrenhaus gekommen.“

„Was hat man nicht alles für Beispiele, Frau Grethe Strumpf?“ gegenredete der Knecht; „und wovon hat man nicht alles Beispiele? Zum Beispiel, Frau Grethe Strumpf, daß die Hühner um Neujahr Eier legen!“

„Was soll das nun wieder heißen?“ fragte die Frau: „Soll das nicht heißen, daß man sich um ungelegte Eier bekümmert?“ —

Der Eintritt der Magd unterbrach diesen Zwist, diese war nun auch mit ihrer häuslichen Arbeit fertig geworden, und trat mit dem Spinnrad in die Stube.

„Gut daß Du kommst, Barlies!“ wandte sich Frau Strumpf an das Mädchen. „Leuchte den Andres hinauf ins Bett, hernach kannst Du, wenn Du Lust hast, in die Nachbarschaft spinnen gehen, ich hab' noch zu thun, alle meine Hände voll, denn morgen ist Markttag in Cöln.“

„Eier-Markttag, Frau Grethe Strumpf!“ wiederholte beziehungreich der Knecht.

„Lurz, mach' Er mich nicht ganz böse, halb bin ich's schon!“ fuhr die Frau den Knecht an, als sie ihrem Knaben gute Nacht gesagt und die Magd mit diesem und einer entzündeten Lampe sich entfernt hatte. „Was soll's, was will — was hat Er mit seinem Huhn und seinen Eiern, und warum wiederholt Er beständig sein Frau Grethe Strumpf so höhnisch? Das sag' Er mir, das will ich wissen!“

„Mit meinem Huhn, mit meinen Eiern, was ich damit habe, Frau Grethe Strumpf?“ fragte mit seiner beständigen Ruhe der Knecht Lorenz, abgekürzt Lurz geheißen. „Habe ich ein Huhn? Habe ich Eier, Frau Grethe Strumpf?“ —

„Daß Er die Kränk kriegt' mit seinen Redensarten!“ eiferte die nun völlig zornig werdende Frau. „Für Ihn bin ich Frau Strumpf, nichts weiter“ —

„Nichts weiter?“ unterbrach mit Ironie der Knecht, aber sie überhörte es, und fuhr fort zu eifern: „Er hat kein Recht, mich bei meinem Vornamen zu nennen, Er hat kein Recht, mir so naseweiß zu begegnen, aus dem Hause soll Er mir! Das fehlte mir noch, daß ich mich von meinen Dienstboten meistern und höhnen ließe!“ —

Der Knecht Lorenz schwieg. Er senkte seine Blicke auf das Buch nieder, und begegnete einer Bibelstelle, welche er halblaut, wie für sich las: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe.“

„Wohn' er doch noch lieber beim Teufel!“ schrie Frau Strumpf.

„Ich glaub' bei dem wohn' ich schon, oder Er bei uns, Frau Grethe Strumpf!“ war Lurzens Antwort.

„Ha! das Wort soll Ihn gereuen! Soll Ihn gereuen, soll Ihn gereuen!“ drohte mit furchtbarer Heftigkeit fast heulend die Bäuerin, und dann entwich sie aus der Stube, und schlug die Thüre hinter sich schmetternd zu. Lange hörte Lurz sie draußen rumoren und belfern.

Jetzt kam die Magd wieder herunter, nahm ihr Spinnrad und ging aus dem Hause. „Ei ei, hm hm!“ machte Lurz und schüttelte bedenklich den Kopf. „Wenn

es wahr wäre, wenn es doch wahr wäre, was die Nachbarn einander zuraunen, was durch's Dorf flüstert, was ich ohnlängst auch drüben in den Nachbardörfern hörte, was die Leute munkeln und nicht laut sagen wollen, daß die Bäuerin auf dem Strumpfenhofe eine He — Gott sei bei uns! Daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, wie sie jeden und jeden Markttag einen Korb voll Eier nach Köln bringt, zu Zeiten, wo die Hühner anderer Leute nicht legen, und daß sie ein Teufelshuhn haben müsse. Denn daß unsere andern gewöhnlichen Hühner jetzt nicht legen, das steht fest — es kann nur die kohlpechschwarze Glucke sein, die immer gluckt, als ob sie Junge hätte, und hat doch keine. Na warte, dem Ding wollen wir bald auf die Spur kommen!"

Lurz horchte hinaus, es war still geworden. War Frau Strumpf vielleicht hinauf in die Oberstube? Da hätte der Lurz sie hinauf gehen hören — war sie in der Küche? — Oder wo sonst? —

Lurz entzündete die Lampe in seiner bereitstehenden Stalllaterne und ging hinaus, nach den Ställen, noch einmal nach dem Vieh zu sehen, ob es richtig angebunden und ihm nichts mangle? Es war alles in Ordnung, die Rosse und die Wiederkauer hatten sich gemächlich auf die frische Streu gelegt und pflegten der Ruhe. In einem der geräumigen Ställe war das große Hühnerhaus, vom Hofe aus dem Geflügel durch eine Hühnerleiter zugänglich; Lurz überzeugte sich, daß das Thürlein

verschlossen war, damit nicht Fuchs noch Marter, noch Iltis hineindringe. Dann trat er vom Stall aus in das Haus selbst ein, und leuchtete hinein. Da saßen in langen Reihen auf ihren Stangen die Hühner und Hähne schlafend, ruhig bei einander, die Köpfchen unter die Flügel gesteckt, eins und das andre wachte auf, und scheute vor dem Lichtschein. Lurz übersah die Zahl — ein Huhn fehlte — die schwarze Glucke. Und wieder schüttelte der fromme Knecht bedenklich das Haupt.

Er ging nun nach dem Wohnhaus über den Hof zurück — im Vorbeigehen gewahrte er durch eine Klunse in dem vom Winter her noch verstopften Kellerloch einen Lichtschimmer — die Bäuerin war also im Keller. — Was that Frau Strumpf noch im Keller? Die Milch war beschickt — das war die Sache der Magd; abgerahmt wurde erst am Morgen; Bier heraufzuholen war kein Anlaß, denn Frau Strumpf trank keins, Lurz bekam keins, und der Bauer saß im Wirthshaus und kam meist ohnehin mit zuviel Getränk im Kopf und Leib spät genug nach Hause.

Was hatte Frau Grethe Strumpf jetzt noch im Keller zu thun?

Lurz stellte seine Laterne zur Seite, und schlich sich leise an die Klunse, durch die er hinunter sehen konnte, und da sahe er Frau Grethe Strumpf stehen.

Frau Grethe Strumpf stand vor einem alten Korbe, der über etwas gestülpt war, und hatte neben sich einen

neuen Korb, den sie kurz zuvor mit Häckerling gefüllt hatte; in der rechten Hand hielt sie eine Gerte.

Jetzt stülpte sie den alten Korb um, und schüttete über die Hälfte des Häckerlings aus dem neuen Korb in den alten.

Unter dem alten Korb saß etwas — es war schwarz — es war die schwarze Glucke.

Jetzt gab Frau Strumpf der schwarzen Glucke mit der Gerte einen sanften Schlag, es drang der Schall davon vernehmlich herauf, und lautete, wie wenn man leise mit einem dünnen Rüthchen auf einen gepolsterten Stuhl schlägt.

Da gluckste die Glucke, und schwoll auf, und blähte sich — und eiskaltes Entsetzen überrieselte den Knecht.

Es war ja das gar kein Huhn, eine scheusliche Kröte war's, so groß wie ein Huhn.

Und die Kröte legte ein Ei, so groß und so weiß, wie ein Hühnerei, und Frau Strumpf nahm das Ei und legte es in den Korb mit Häckerling, und dann tüpfte sie wieder das grause Huhn mit der Gerte — und abermals fiel ein Ei.

So ging es fort. Als eine Lage Eier so dicht beisammen war, daß keins mehr dazwischen ging, schüttete Frau Strumpf eine Lage Häckerling darüber, und begann von neuem ihre Kunst und Arbeit.

Der Knecht blieb immer lugend stehen — es war ganz still und einsam. Der Strumpfenhof lag ohnehin

ein wenig abseits vom Dorfe — die Nacht war sehr dunkel — Lurz zählte die Eier, welche der seltsame Vogel da drunten legte, und zählte — dreihundert. Dabei überlief ihn Schauer auf Schauer. Doch hielt er's aus. — Als das dritte Hundert voll war, stülpte Frau Strumpf den alten Korb wieder über das schwarze Ungethüm her, deckte die obersten Eier vollends mit Häkkerling, und band den Eierkorb mit einem Tuche zu.

Mittlerweile schlich sich Lurz in das Haus, in die Stube, löschte sein Laternenlicht, saß und las, als Frau Strumpf wieder in die Wohnstube trat.

„Immer noch so fleißig überm studieren und beten?“ höhnte die Frau. „Ich erleb's, daß der Lurz noch ein Pfarrer wird.“

„Ihr seid ja auch noch allzeit fleißig auf h'rum!“ gegenredete Lurz: „Ich erleb's Frau Strumpf, daß Frau Strumpf —“

Lurz gab sich mit der Hand einen Patsch auf den Mund, und schwieg.

„Nun was erlebt Er? Heraus mit der Sprache, ich will's wissen!“ eiferte die Frau.

„Gedanken sind zollfrei, Frau Strumpf!“ entgegnete Lurz: „Schweigen und denken kann niemand kränken! Es hat sich eh einer verredet, als verschwiegen. Ich will schlafen gehen; nach gethaner Arbeit ist gut feiern, absonderlich wenn die Arbeit gut war. Gute Nacht Frau Strumpf, wo möglich — gute Nacht!“ —

„Auch so viel, auch so gute Nacht!“ brummte kurz die Bäuerin, und blieb allein in der Stube.

„Der Kerl hat was — er weiß was — er hat sich schon verredet — ich bin nicht so dumm! Merke ich daß er zu viel weiß, so muß er — sterben!“ war nach Lurzen's Weggang das Selbstgespräch der Strumpfhof-Bäuerin, und sie murmelte darauf noch viel unverständliches durch die Zähne.

Jetzt kam etwas unsicheren Schrittes und Trittes, der Bauer Friedrich Strumpf aus dem Wirthshaus nach Hause, Frau Greth verschloß das Haus, und das Ehepaar suchte die Ruhe.

## 2.

Lurz hatte sich nicht niedergelegt, ohne im Bette noch einen langen Abendsegen zu beten. Dennoch reichte diese geistliche Waffe nicht aus gegen seine Anfechtung die Lurz erlitt. Die Nachtmahr trat zu ihm in die Kammer, in Gestalt eines schwarzen Pferdes, und er mußte es besteigen — und da sauste es fort durch die Winternacht im jähen Fluge, schneller wie Wind und Wolke; das ging heidi immer fort und fort über Ebene und Gebirg, über Ströme und Meere, über beschneite Fluren, über dunkle Länder, durch kalte Luft, durch feuchte, durch milde, durch heiße Luft, durch Sturm und Schnee, durch Hagel und Gewitter — und immer drohte die

Nachtmahr ihren Reiter abzuschütteln, der dahin flog im bloßen Hemde, barhäuptig, die Hände festgekrallt am Mähnenschopf — und ihn zu werfen in Meerestiefen, in Felsenklüfte, in die Gluth brennender Orte mitten hinein. Schier ging der Oden dem Lurz aus, und er stöhnte laut und schmerzlich, und die Glieder schlugen ihm vor Frost und seine Zähne klapperten, wie im Fieber. Das dauerte lange, lange, und zuletzt wandte die Nachtmahr schnaubend den Kopf nach ihren Reiter um, und sah ihn grimmig an, und die Augen der Nachtmahr waren die Augen der Frau Grethe Strumpf, und sie schüttelte sich heftig und da vermochte der Lurz sich nicht länger mehr zu halten, sondern stürzte herab, und fiel, fiel, fiel viele hundert Klaftern tief, bis er mit jähem markerschütternden Ruck erwachte und in seinem Bette lag. Aus dem Hühnerstall drang der Hahnschrei, denn es war um die vierte Morgenstunde, und schaurig kalt, draußen heulte der Wind und warf Schnee und feinkörnigen Hagel an die Fenster.

Zitternd und bebend, zum Tode matt, hüllte Lurz sich fester in seine Decken, wäre gern wieder eingeschlafen, vermochte es aber nicht, denn eine schwere Angst beklemmte sein Herz, und er dachte, wenn er einschliefe, so käme die böse Trude wieder und peinige ihn. Es war ein qualvoller Zustand — endlich schlief Lurz doch wieder ein, schlief tief und fest, bis des Bauers grobe Stimme ihn wach schrie, „was zum Teufel er denn schlafe

bis die Kuh einen Batzen gelte? Ob er denn nicht wisse, daß heute Markttag sei, und daß nach der Stadt gefahren werden solle? Ob er nicht in des Teufels Namen gleich aufstehen, und die Pferde füttern und tränken wolle, und den Wagen rüsten? He! der faule Kerl, der sich nicht schäme in den Tag hinein zu schlafen und auf der Bärenhaut zu liegen und zu lunzen bis zum hellen Morgen!"

Lurz erschrak — es war in der That schon Tag, man merkte schon das zunehmen der Tage — aber es war dem armen Knecht, als seien ihm alle Glieder gelähmt, als seien sie mit schweren Keulen ihm zerschlagen. Mit einem schweren stöhnenden Seufzer hob er sich vom Lager — mühsam kleidete er sich an und schritt die Treppe herunter. Drunten wartete der Bauer, zur Wildheit angehetzt von seinem Weibe, mit einem Knüttel auf ihn, und wollte ihn schlagen, aber er that es nicht, als er sah, wie der Lurz todbleich aussah, und wie die Kniee ihm schlotterten, und wie er sagte: „Guten Morgen! Zürnet nicht, Herr — ich bin krank!"

„Nun so bleib daheim, beim Teufel! Kriech' hintern Ofen, und sauf' Hollerthee!" rief Friedrich Strumpf, und warf den Knüttel in eine Ecke, ging selbst mit in den Stall und half die Pferde beschicken.

In der Wohnstube war Frau Strumpf beschäftigt, ihren Knaben festtäglich zu schmücken; er sollte mit zum Markte fahren; sie selbst war schon im vollen Putz, der

ihr herrlich stand; sie war eine schmucke Frau von gar nicht häßlichen Zügen, von einnehmenden sogar, erst zwölf Jahre verheirathet, blühend, wohlhabend, feurig — es hätte einer seine Freude an ihr haben können — nur ihr Mann hatte keine rechte Freude mehr an ihr, denn sie befahl im Hause und im Hofe, nicht er — sie kaufte und verkaufte, nicht er, sie miethete das Gesinde und entließ es, nicht er. Er vegetirte nur als Pflanze, begossen mit Bier und Branntwein — er schalt nur, wenn sie es ihm befahl; wollte er schelten aus eigener hausherrlicher Machtvollkommenheit, so gebot sie ihm zu schweigen. Ihren Knaben liebte Frau Grethe Strumpf überzärtlich, obschon sie ihn bisweilen hart anließ — es war nun einmal ihre Gewohnheit so, ihre Umgebung hart anzulassen, eine sehr üble Gewohnheit. Der Knabe war von aufgewecktem Geist, aber dennoch still und verschlossen, er lernte leicht und behielt leicht alles was er sah, hörte, las und lernte. An der Mutter hing er mit großer Liebe, vom Vater fühlte er sich mehr abgestoßen als angezogen.

Das Frühmahl ward eingenommen, die Pferde hatten das ihrige bereits verzehrt, und wurden von Lurz an den schon in den Hof geschafften Wagen gespannt. Die frische Morgenluft gab dem von der Nachtqual ermatteten Knecht wieder neue Kräfte. Der Sturmwind hatte sich gelegt, der Wintermorgen war hell geworden und die Kälte war schon sehr mäßig. Zum Schlitten-

fahren lag nicht Schnee genug, aber die Wege waren hart gefroren und fest. Der Sitz des Wagenlenkers, welcher Friedrich Strumpf heute in eigener Person sein wollte, wurde festgeschnallt, dann auf dem hintern Theil des Leiterwagens der Sitz für die Herrin und den Knaben. Erstere war mit der Magd in den Keller hinab gegangen, Barlies mußte leuchten, und dann helfen, den Korb mit den Eiern herauf tragen, der gar nicht leicht war, ein Hühnerei wiegt reichlich 3½ Loth, das machte über 32 Pfund, ohne die Schwere des Korbes und der Spreu, in der die Eier wohlgesichert ruhten. Der Eierkorb wurde aus dem Hause von Barlies allein getragen, der Herr hob denselben auf den Wagen und machte ihn zwischen dem Vorder- und dem Hintersitz mit Stricken fest. Lurz, der Knecht, sah den Korb mit Schaudern. Mit Schaudern sah er auch auf dem Mist die schwarze Glucke sitzen, ehe noch, was so eben geschah, Barlies das Hühnerhausthürchen öffnete, woraus das befiederte Völklein sich eiligst herausdrängte, und theils die Leiter herabschritt, theils gleich vom Brett niederflog. Barlies rief, die Schürze voll Hafer und Gerste mit lautem „Komm Putt Putt Putt! Komm Putt Putt Putt!“ die Hühner zusammen, und streute das Futter aus voller Hand, da lief und flatterte alles herbei, auch die Tauben flogen vom geöffneten Schlage nieder, und alles pickte, gackerte, krähte und gurrte freudig durch einander.

Auch die träge schwarze Glucke nahte dem Kreise — gerade als Andres mit der Mutter den Wagen bestiegen hatte, Friedrich Strumpf mit einem mächtig schallenden Knall der Peitsche die Pferde zum laufen ermunterte, und die Bäuerin noch im davonfahren vom Wagen rief: „Haltet gut Haus! Und gute Besserung, Lurz!"

„Danke schön! Frau Grethe Strumpf!" rief der Knecht ihr nach, und wandte kein Auge vom schwarzen Huhn. Das schwarze Huhn that auch, als fresse es, aber es fraß nicht; es pickte stets neben die goldenen Körner, und ließ sie liegen.

Kein Hahn nahte ja dem schwarzen Huhn, es zu treten. Die Hennen und die Tauben wichen zur Seite, wo die schwarze Henne schritt, als scheuten sie sich vor ihr. Das schwarze Huhn verlor nie eine Feder — und sah man es recht an, so sah es so glatt aus, als ob es gar keine Federn habe, als ob nur Falten in einer fettigen glatten Haut eine scheinbare Zeichnung der Federnlage bildeten — eine unheimliche Federzeichnung. Das schwarze Huhn hob nie einen Flügel, es schritt niemals schneller oder langsamer, unstät, gleich dem Schritt der andern Hühner, es schritt stets in einem schwerfälligen langsamen Gleichmaaß; die meiste Zeit hockte die schwarze Glucke sitzend auf dem Misthaufen, als ob sie brüte, oder sie verkroch sich ganz.

„Nun Lurz!“ — begann die Magd Barlies den Knecht zu necken: „Was hat Er denn? Er schaut ja drein, als ob Ihm die Hühner das Brot genommen hätten!“

„Ach Barlies!“ entgegnete Lurz: „mir schwant, daß ein Huhn mich vom Brode bringt.“

„Ein Huhn?“ entgegnete mit verwunderter Frage die Magd. „Was denn für eins?“

„Ein schwarzes, Barlies“ gab Lurz trübselig zur Antwort. „Ich dachte gar! Er ist nicht gescheit, Lurz! Er fängt Grillen! Mach’ er mir keine Mäuse!“

„Ich mache keine Mäuse, Barlies,“ versetzte Lurz: „Mäuse machen ist Hexenwerk, und bringt nichts ein — ich sinne nur über das schwarze Huhn — nicht wahr, das legt recht fleißig? Und die Eier sind im Winter theuer, und die Bäuerin giebt nur drei, höchstens vier um einen Batzen? Kosten also, vier einen Batzen, vier Dutzend einen Gulden, und vier Mandel oder ein Schock einen Gulden und funfzehn Kreuzer, das kann die Eierhökin lächern, denn was löst sie da für dreihundert Eier, Barlies?

„Das weiß ich nicht, Lurz“, entgegnete die Magd: „ich kann nicht im Kopf rechnen.“

„Ich will’s Ihr sagen, Barlies, ich kann etwas rechnen,“ sprach Lurz. „Dreihundert Eier sind gerade fünf Schock. Das Schock einen Gulden funfzehn Kreu-

zer machen fünf Schock gerade sechs Gulden funfzehn Kreuzer!“ —

„Ei, du meine Güte, das hieße ich fünf gerade machen!“ schrie Barlies verwundert auf. „Dafür kauft man ja ein Kalb oder einen Läufer! Das ist ja ein Sündengeld!“

„Möglich, Sündengeld, Sie kann recht haben, Barlies!“ brummte Lurz durch die Zähne, und schüttelte sich, wie im Fieber.

„Mach' Sie heute ein warmes Stübchen, mir ist nicht ganz just, mir ist, als hielte in mir kein Knochen auf dem andern; ich hab' schwer ausgestanden die vorige Nacht, ich bin wie zerschlagen.“

„Die Trud' wird ihn geritten haben, Lurz!“ muthmaßte Barlies.

„Ja, eine Reiterei war's, ich will d'ran denken!“ seufzte Lurz.

Draußen am Gehöft huschte eine Bäuerin hin, die Hebamme von Kesselbrunn. „Guten Morgen!“ rief sie in den Strumpfenhof: „Ist die Bäuerin schon zu Markt?“

Weder der Knecht noch die Magd antworteten: Ja! — Beide fürchteten, die alte Hebamme wolle ihnen das Ja abgewinnen, dann habe sie Macht über sie den ganzen Tag. Beide antworteten aus einem Munde. „Sie ist nach Köln gefahren!“ — und als die Alte vorüber war, blickte das Gesinde ihr scheu nach, und

flüsterte einander zu: „Das ist auch die rechte, das ist eine von der siebenten Bitte.“ —

---

Der Wochenmarkt zu Köln war sehr belebt, das günstige Wetter lockte Verkäufer und Käufer in Schaaren herbei; in langen Reihen saßen die Weiber da mit sorglich gehaltenen frischen Gemüßen, mit prachtvollem Obst, mit goldgelben Butterwecken, mit Thürmen von niederländischen, schweizer- und ländlichen Handkäsen, halb noch Quark und Matte, halb schon völlig gereift und ihren verachteten Duft nicht minder ausspendend, wie die Häringe den ihrigen, und Zwiebeln den ihrigen, mit welchen nützlichen See- und Landprodukten der Markt ebenfalls reichlich versehen war, und welche alle lebhaft begehrt waren. Das war ein schwätzen und markten und feilschen durch einander, zu Paris in der Fischhalle oder auf dem Markt des Innocent's konnt' es nicht lebhafter sein und nicht kauderwälscher im lieblichen Kölner Idiom zumal, und dazu das schnattern und gackern der zu Markt gebrachten Gänse und Enten, der Hühner und Hähne; der Tauben lebhaftes ruckern — dort lagen Hasen, die waren leider stumm, dort gab es Fische — auch keine Schreihälse — Hummern und Steinbutten, Aale und Lachse, tod und lebendig, frisch und geräuchert, alles hatte seinen Ort, und alles war besetzt und in Ueberzahl war jedes an solchem Ort zu suchende vertreten. Nur Hühnereier nicht!

An Eiern war großer Mangel, nach ihnen große Nachfrage, denn wenn auch manche Bäuerin zur Sommerszeit sorglich ihre Vorräthe zu besserer Verwerthung für den Winter aufgespart, so täuschten doch mannichfach die als erprobt angegebenen Mittel zuverlässiger Aufbewahrung, die Eier wurden faul und unbrauchbar und der übrig bleibende gut gehaltene Rest kam den Besitzerinnen selbst hoch genug zu stehen.

Der Bauer Friedrich Strumpf von Kesselbrunn half seiner Frau nebst dem Eierkorb vom Wagen, sie nahm ihren Platz ein in der Reihe der Bäuerinnen, die mit Butter und Eiern handelten, und ihr Mann fuhr sammt dem Knaben in ein dem Markte nahe gelegenes Gasthaus, in welchem er, so oft er in die heilige Stadt herein kam, seine Einkehr hatte. Dort war gewöhnlich lebhafter Verkehr, es wimmelte von Bauern und Juden, Vieh- und Getreidekäufe wurden da abgeschlossen, und manch gutes, oft bedeutendes Geschäft gemacht.

Bald war Frau Grethe Strumpf sammt ihrem Eierkorbe umdrängt von Köchinnen, Bürgerinnen, von allerlei Hauben und Kleiderstoffen, und angesprochen in allerlei Zungen.

Lurz hatte sich heute gewaltig verrechnet mit seinem Ueberschlag. Es fiel der Frau Grethe Strumpf, Eigenthümerin von fünf Schock frischgelegten — nach ihrer Angabe aber blos durch ein besonderes Mittel vom

Herbst her frisch gehaltenen Eiern gar nicht ein, vier Stück um einen Batzen zu geben, sie forderte für ein Stück drei Kreuzer. Erst wurde sie ausgelacht, von einigen altkölnischen Bürgerweibern auch mit nicht schmeichelhaften Redensarten bedient, die sie stoisch anhörte, ohne mit gleicher Münze zu zahlen, und dann blieb sie ruhig auf ihrem Platze, bis der überhaupt sehr geringe Eiervorrath, der zu Markt gebracht worden war, völlig zu Ende ging. Die Eier zu Ende, aber nicht deren Bedarf; es kamen die Käuferinnen, sie boten einen Batzen für vier Eier — „nein!" für drei Eier — „nein" — sie boten sechs Kreuzer für sieben Eier — „nein!" — Frau Strumpf beharrte bei ihrer unerhörten Forderung, sie forderte drei Kreuzer für ein einziges Ei. Neue Klagen, neue Scheltworte. So was sei unerhört, so was dürfe die Polizei nicht leiden, nicht dulden!

„Ei was Polizei!" rief Frau Strumpf schnippisch. „Allen Respekt vor hoher Obrigkeit, aber die Waare ist mein; ich zwinge niemand, sie mir abzukaufen, ich fahre sie wieder heim — denkt ihr, die Hühner kosten im Winter kein Futter? Ich zahle meinen Marktschilling, mein Standgeld. Eier unterliegen keiner Markttaxe, die Nachfrage und der Vorrath bedingen allein ihren Preis!"

Frau Strumpf besaß so viel Mundwerk, als irgend eine Händlerin auf Märkten und Dulden zu Köln,

Nürnberg und München, es war nicht gut mit ihr anzubinden und gegen sie anzukommen.

Binnen einer Stunde waren die dreihundert Eier verkauft, Stück für Stück drei Kreuzer, und baare funfzehn Gulden klingelten in der Tasche der Eierbesitzerin. Sie hob jetzt ihren leichtgewordenen Korb auf, legte ihren mitgebrachten Wärmtopf und ihr Bänkchen hinein, hing sich den Korb mittelst der Tragebänder über die Achsel, und verließ den Markt.

Hinter ihr her schallte manches Wort des Aergers, des Neides, das zischen des Hohnes, von bekannten und unbekannten — indeß — Frau Strumpf hatte ihr Geld.

Wo diese Eierhexe wohl her sei? wurde gefragt. Wer ihr wohl die Kunst gelehrt habe, Eier so lange und so zahlreich aufzubewahren, ein Kunststück, das so selten gelinge? und andre Reden mehr fielen über die hinweggegangene. Mit Absicht hatte Frau Strumpf ihren Standort nicht bei ihren Landsmänninnen gewählt, deren Neid nicht zu erregen, nicht unnützes Gerede im Dorfe zu veranlassen, obschon sie mit vielen befreundet war; sie wußte, daß der Brodneid die Freundschaft überwiegt, und nicht blos bei Bauerweibern und Eierhökinnen.

Im Wirthshaus fand Frau Strumpf den Mann und den Knaben, und alle drei thaten sich gütlich, dann gab es noch Gänge in die Stadt, auf denen der Sohn die Mutter begleitete, es mußte einiges einge-

marktet werden an Kochgeschirr und sonstigem Geräth, auch dem Sohn etwas gekauft, ein neuer Bartel, grünes Tuch mit Gold übersponnenem Knopf und mit Goldfäden besetzt, handbreit mit Fuchspelz verbrämt, das stand dem Jungen einmal schön zu der neuen Jacke, die er Weihnachten bekommen, und der kurzen wildledernen Hose, frisch mit Ocher aufgefärbt, den Fausthandschuhen von Martelpelz, den blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln und den derben Schuhen. Wahrlich, der Andres sah einem Eichelunter so ähnlich, als sei er frisch aus einem nagelneuen altfränkischen Spielkartenblatt geschnitten.

Daheim zu Kesselbrunn pflegten sich Knecht und Magd nach treulich besorgter Arbeit in der warmen Stube; im Freien gab es ohnehin wenig zu thun, Holz war genug gemacht, auch hatte Lurz, weil ihm so schauderig war, und ihn fröstelte, zu solcher Arbeit keine Neigung. Das einfache Mittagsmahl war bald verzehrt, ebenso bald das wenige Geschirr gespült, dann setzte sich Barlies in die Stube, dem wohlthätig geheizten Ofen ganz nahe, und spann. Dem Lurz waren allerlei Gedanken gekommen, und hauptsächlich wurde er den an die Eier nicht los, an den Gewinn — den Erlös, von so vielen Stücken. Wenn so ein armes Knechtlein wie ich nur ein Schock hätte — dachte Lurz, ei das gäb' doch ein Geld zu einem Trünklein oder zu einem Pfund Tabak.

Barlies hatte sich einmal recht dickvoll gegessen, und nickte in Folge dessen und der Ofenwärme am Spinnrad ein — das Fädchen riß ihr, Lurz nahm ihr keineswegs den Spinnrocken, damit sie ihn mit einem Kuß einlöse, wie das junge Volk in den Spinnstuben zu thun pflegt, denn die Barlies war keine von den jüngsten, und der fromme Knecht war viel zu fromm, um sinnlich sündliche Gedanken zu hegen beim allein-sein mit der Dirne. Es war dem Gesinde des Strumpfenhofes nachzurühmen, daß es sich in ehrbarer Zucht hielt.

Es war so still in der Stube — die Magd nickte, die Schwarzwälder Uhr pickte, die Katze saß schnurrend auf der Ofenbank und schlief ebenfalls. Der Himmel hatte sich wieder umdüstert; es wurde kälter, als es am Morgen gewesen war, und schneite leise. Auf der Flur draußen, so viel man über die Hofraith hinweg von derselben sehen konnte, war es winterlich still — menschenleer. Die Hühner saßen leise gackernd, wie sie bei schlechtem Wetter thun, ruhig auf dem wärmenden Mist. Die schwarze Glucke war nicht unter ihnen. Es führte auch kein belebter Weg am Hofe vorüber, der Hauptweg nach der Stadt ging durchs Dorf und von der entgegengesetzten Seite des Strumpfenhofes dorthin.

Ob ich's thue? Ob es keine Sünde? fragte sich Lurz, und erhob sich vom Stuhl, auf dem er sinnend gesessen, und schlich sich leise zur Stube hinaus. Leise

klappte er die Thüre zu, leise wieder auf, steckte noch einmal den Kopf hinein — Barlies schlief fest. Noch einmal leise zu.

Lurz verriegelte die Hausthüre, dann ging er in die Küche und schlug Zunder an; nahm den Schwefelfaden, entzündete seine Laterne; dann nahm er ein kleines Säckchen, füllte das aus dem in der Hausflur stehenden Häckselkasten mit Spreu, und ging in den Keller hinab.

Erst auf der Treppe fiel ihm ein, daß all sein thun vergebens sein werde; denn ohne Zweifel werde Frau Strumpf nicht vergessen haben, den Keller zu verschließen, und den Schlüssel mitzunehmen oder einzuschließen.

„Halt!“ dachte und sagte zu sich selbst Lurz, und hemmte seinen Schritt: „Ist's ein Unrecht, soll ich's nicht thun, so wird Gott gesorgt haben, daß er mich nicht in Versuchung führe, denn deshalb beten wir ja: führe uns nicht in Versuchung; so wird der Keller verschlossen sein, und dann mag's bewenden. Heimlich öffnen, das thu' ich nicht, das wäre schlecht. Ist's aber keine Sünde, ist's nichts schlimmes, so wird der Keller unverschlossen sein, dann thu' ichs.

Der Keller war nicht verschlossen. —

Lurz stieg hinab, trat ein, nicht ohne Schauder, nicht ohne Grauen — es zitterten seine Kniee bei jedem Schritt, den er vorwärts that.

Dort stand der umgestülpte alte Korb; auf dem Korb lag die Spießgerte.

Lurz stellte seine Laterne an denselben Ort, an dem gestern die Lampe der Bäuerin gestanden. Er zitterte, er zagte — und dennoch wagte er's.

Lurz stülpte den Korb um.

Da saß die schwarze Glucke, still, regungslos, als ob sie brüte. Aber sie hatte grüne Augen, die leuchteten wie Johanniswürmchen.

Lurz faßte die Gerte — er wagte dasselbe zu thun, was er gestern Frau Strumpf hatte thun sehen, er stipfte ganz sanft den Rücken der schwarzen Henne mit der Spießruthe.

Da erhob sie sich, da schwoll sie, und blähte sich, und hob sich statt auf zwei Beinen auf vieren, und war kein Huhn mehr, sondern eine ganz schreckliche Kröte, scheuslich anzusehen, und ließ ein Ei fallen.

Lurz faßte Muth; er hob das Ei — eiskalt war's, geschwind damit in das Säckchen. Ein zweiter sanfter Hieb, ein zweites Ei.

Lurz bewies in der That mehr Muth und Ausdauer, als mancher andere Mann an seiner Stelle vielleicht bewiesen hätte, er trieb es fort das unheimliche, frevle Spiel — er trieb es bis zu einem Schock, bis zu sechzig Eiern — weiter mochte er's nicht treiben, denn eine unsägliche Angst kam ihn an, mehr und mehr, je mehr der Eier wurden. Als die Schockzahl vollendet

war, stülpte er geschwind den Korb über das grausige Huhn, den saubern Vogel, legte die Gerte darauf und entfernte sich bebenden Schrittes sammt den Eiern aus dem Keller.

Droben war noch alles still.

---

Wie der Bauer Strumpf mit seinem Weibe und seinem Knaben über einen der belebten Marktplätze schritt, um zu ihrem Gasthaus nach gemachten Einkäufen zurückzukehren, hemmte ein dichtgedrängter Volkshaufe ihren Wagen, es gab etwas zu sehen, auf alle Fälle — und zu hören nicht minder, darum die Neugier und das drängende Gewühl des Volkshaufens, trotz des winterlichen Tages und trotz dem fallenden Schnee. Eine Bänkelsängerfamilie nahm die Mitte des dichten Kreises ein, aus dem sich, von einem zerlumpt genug aussehenden Kerl gehalten, eine Stange emporhob, auf welcher in grellen Farben auf Wachsleinwand verschiedene Bildgruppen gemalt waren, so drei Männer, bei denen ein Greis im weißen Talar stand, in der Ferne Gewappnete und ein Weinberg, dann wieder dieselben drei Männer, und neben ihnen eine Gestalt wie der römische Mars, bei diesem der leibhaftige Tod mit der Sense, und endlich bei den zweien ein geflügelter Engel. Ein Weib von äußerster Häßlichkeit drehte eine Orgel und sang dazu, und ein ältlicher Mann mit grauem Bart in Matrosentracht hielt gedruckte Blättlein

in der Hand, sang auch, und schlug bei jeder Strophe mit einer langen Gerte auf die bezüglich dargestellten Bildgruppen, die das gesungen werdende dem Auge gleichsam verkörperten, indem sie es zu deutlicher eindruckvoller Anschau brachten. Ein halbwüchsiges, phantastisch gekleidetes Mädchen mit verwüsteten Zügen ging mit einem kleinen Blechteller Gaben heischend im Kreise herum. Daß viele der Hörer die Blätter, je eins um einen Kreuzer, kauften, unterbrach nur wenig die singende und vorzeigende Thätigkeit des Mannes. Die Melodie war schauderhaft und die Orgel befand sich in einer dem Selbstmord nahen Verstimmung.

Ohne Umstände drängte sich der wohlhabende Bauer Friedrich Strumpf auch in den Kreis, brach sich mittelst seiner stämmigen Ellenbogen Bahn, und zog dann Frau und Knaben nach sich, um sie alsbald vorzuschieben in den innern Ring; dann standen sie ruhig eingekeilt und waren gerade recht gekommen, um den langen Bänkelsängergesang von vorn anfangend zu hören.

Der Beginn lautete ganz herzbrechend:

„Wach auf du deutsche Nation,
Fange mit an zu klagen!
Und hör' was ich dir melde nun
In diesen letzten Tagen:
Wie Gott läßt seine Allmacht groß
Und Wunder sehn ohn' Unterlaß,
Zur Warnung uns auf Erden! ja Erden!“

Jetzt klatschte das würdige Haupt dieser kleinen Bande mit seiner Gerte an das Bild, und Gesang und Orgelton klangen weiter:

„Zu Brest wohl in der werthen Stadt
In Lothringen ich sage
Allda sich zugetragen hat
Am lichten hellen Tage:
Drei Männer thät'n spatzieren gehn,
Auf'n Feld thät'n sie in Jammer stehn
Fingen sehr an zu klagen, ja klagen.“

Nun folgte die längliche Reihe der Erscheinungen, welche benannte drei Männer gehabt, wie der greise, weise Mann, dessen Figur ihrem Klaps mit der Gerte nicht entging, zu ihnen getreten, und aus einem Munde wohlfeile Zeit und Krieg prophezeiht, wie es dann einen Donnerschlag gethan, der mit einem furchtbaren Klitsch und Klatsch auf die Wachsleinwand versinnlicht wurde, und ein Kriegsmann, der Tod und ein Engel den Männern erschienen seien, wie der Kriegsmann Krieg, der Tod Sterben vorhergesagt, und der Engel zur Buße gemahnt.

Es ward hier der ganze Ideenkreis zur Schau gestellt und getragen, den im Jahr 1718 das Publikum sich von Marktschreiern, Schnurranten und Lügenherolden bieten ließ. Wer an der Wahrheit des gesagten und gesungenen hätte zweifeln wollen, würde damal gerade so scheel angesehen worden sein, als in n

Zeit ein Tischrückungläubiger von den Tischrückgläubigen. Nein, das Bänkelsängerlied bewährte überall seine eindringliche Macht, und die Wahrheit seines Schlusses:

„Darauf sie (Krieger, Tod und Engel) wieder verschwunden sein;
Die Männer gingen zu Hause,
Und sagten's allen Menschen an,
Viel Leut' begunnt' zu grausen.
Beten und singen zu dieser Frist:
Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ
Straf nicht nach unsern Sünden! ja Sünden!“ —

Die Hörer fast allzumal wurden von mehr Gänsehäuten überlaufen als deren wirklich heute zu Markt gebracht worden waren; es war reissens um das Kreuzerlied, man kaufte es begierig, trug es in alle Schänken, in alle Häuser, las es und belobte hoch den Geistlichen Herrn Johann Meisern, wohlbestallten Pfarrherrn zu Kesselbrunn, der sothanes Gedicht „zur Buß und Vermahnung gesangweise verfaßt und mit Bewilligung eines E. E. Rathes in Druck gegeben.“

Ein edler Rath übte demnach mit heilsamer Scheere damals auch schon die Censur, und ließ gerade so vielen Unsinn durch die Pressen gehen, als spätere censurfreie Zeiten im aufgeklärtesten aller Jahrhunderte.

Friedrich Strumpf warf drei Kreuzer auf den Teller des Mädchens, und einen Bätzner reichte er dem Familienvater dar, indem er sprach: „Für fünf Kreuzer werd' ich wohl sechs Stück Lieder bekommen?“

„Mit schönstem Dank!“ antwortete jener, die sechs fliegenden Blätter eilig abzählend und darreichend und den Matrosenhut vor dem Literaturfreund in der Bluse lüpfend. Friedrich Strumpf aber sprach scherzend und in heiterer Laune zu seinem Weibe: „Siehst Du Greth, der Mann ist billiger mit seinen Liedern, wie Du mit Deinen Eiern!“

Der Frau Grethe Strumpf hatte das Lied ins Gewissen geschlagen, und hallte darin mächtig nach, wie eine Weltgerichtsposaune, absonderlich die Worte des Todes:

Wie das Laub an den Bäumen blos
Von dem Reif thut verderben,
Also will ich viel Menschenkind
Mit meiner Sens' abhauen g'schwind
Das sollen sie werden innen, ja innen!

und sie durfte sich doch nichts merken lassen, so preßte ihr die innere Angst nur die bedeutsamen Worte als Antwort heraus: „Sein Lied kostet ihm auch weniger.“ —

Zu der Zeit, als der Strumpfenhofbesitzer vom Hausknecht des Gasthauses, wo er eingekehrt war, sein Roß aus dem Stall zur Tränke führen, dann anschirren und anspannen ließ, und seine Zeche berichtigte, trat daheim Lurz, sein Knecht, ein volles Säcklein unter der Jacke bergend, das er behutsam an sich hielt, um es nicht zu drücken, aus dem Hause, und schritt quer über den Hof nach der Scheuer, an welche ein

Schaafstall angebaut war, doch so, daß jedes der Gebäude seine besondere Mauer von Lehm und Fachwerk hatte. Der dadurch gebildete schmale Raum war von außen mit einem Bret vernagelt, um keinen Schlaufgang für unheimliches Gethier der Nacht zu bilden, in der düstern Tenne der Scheuer aber war ein Feld, wer weiß wie lange schon, eingeschlagen, durch welches jemand, der eben gewollt, in jenen Raum hätte kriechen können. Die Tenne empfing nur dann Tageslicht, wenn das Thor ganz geöffnet war — Lurz öffnete letzteres, aber nicht ganz, sondern nur so weit, um hinein schlüpfen zu können, sammt dem Eiersack — und dann barg er diesen durch jene Oeffnung in dem nachtdunkeln Zwischenraume, wo niemand etwas suchte, oder zu suchen hatte, und dachte, sich morgen, vorausgesetzt, daß ihm wohler sei, Urlaub zu einem Gang in die Stadt zu erbitten — auf dem er dann die Eier in seine Taschen vertheilen und sie bei der Hausfrau da, wo er einzukehren pflegte, verwerthen wollte.

Als Lurz sein Geschäft gut beendet glaubte, und sich in der düstern Scheuertenne aufrichtete, um wieder vor in das Haus zu gehen — überlief ihm ein Schauer von der Haut der Hirnschale bis hinab zu den Knieen.

Denn er war nicht allein in der Scheuer. —

Denn da stand ein Mann. —

Ein schwarzer, langer, hagerer Mann, dessen Gesichtszüge in der Dunkelheit gar nicht erkennbar waren,

zumal der Himmel von Schneewolken sich immer stärker verdüsterte — nur die Augen des Mannes funkelten schrecklich, wie Katzenaugen im Finstern.

Lurzens Kniee schlotterten — er hätte gern ein Kreuz geschlagen, allein er vermochte das nicht, und sein Gewissen sagte ihm, warum er nicht mehr vermochte, das heilige Zeichen zu machen.

Der fremde, hagere, unheimliche, schwarze Mann hielt ein Buch in seiner Hand.

Da Lurz keinen Laut über seine Lippen zu bringen vermochte, so hob der Fremde an zu reden. Seine Stimme klang so heiser und leise, wie die eines Mannes, der an der Kehlkopfschwindsucht leidet.

„Nun Gesell!“ begann der Fremde. „Hast meine Kunst gut gefaßt, gut geübt, hast meine Glucke brav legen lassen!“

Lurz schwieg — nicht ein Seufzer wäre über seine Lippen gekommen, so übermächtig, so entsetzlich war der Schauer, der ihn faßte, der von jenem Manne ausging.

„Was zitterst Du, wie Espenlaub, und hattest vorhin doch so hohen Muth, unterfingest Dich eines großen?“ flüsterte der Fremde mit hohler Stimme. „Ich thue Dir nichts, ich will nichts von Dir — nur Deinen Namen, zu vielen andern Namen — meiner Günstlinge — zu hübschen Leuten; den schreibst Du ein Gesell, dann ist's abgethan, und wenn Du dann willst, sollst Du eine Glucke haben, die Dir, statt der dum-

men Eier, blanke Sechsbätzner legt, so viel Du begehrst.“ —

Lorenz antwortete nichts — aber, da hielt er schon in der rechten Hand eine Feder, wußte gar nicht, wie die in seine Hand gekommen war, und hielt in der linken das Buch, Pergament war's, eiskalt, aufgeschlagen war's, viele, viele Namen darin, alle roth, die flirrten vor seinen Augen und glühten, und da war's als fiele schnell wie ein Gedanke vom Scheuerboden herab ein kleines Stückchen Stroh, das fiel gerade auf seine Hand, und stach, und wo es gestochen hatte, quollen Tröpflein Blutes hervor.

„Schreib, schreib Deinen Namen!“ hauchte drängend die unheimliche Gestalt.

Da aber rang sich plötzlich in Lurzens innerm ein hoher Gedanke los, der ihn ganz erfüllte. Er ist's, ja es ist der böse Feind, der Versucher. Schwer hast Du gesündiget, aber noch bist Du nicht sein, noch vermag einer zu retten, der höher ist, wie dieser. — Und Lurz tauchte die Feder, welche verkehrt geschnitten war, in seines Blutes quellende Tropfen und schrieb auf das Pergament:

† † †

***Das Blut Jesu Christi wäscht uns rein von allen Sünden. Amen.***

Wie des Schwarzen glühender Blick auf die Schrift sich senkte, that es einen Donnerknall, war die Scheuer

voll Feuer, und alsbald ein Gestank wie eitel Schwefelleber, Teufelsdreck und faule Eier, daß dem armen Lurz von dem höllischen Schmack der Odem ausging, und er rücklings in eine tiefe Ohnmacht stürzte. Krampfhaft aber hielt er noch in seiner Hand das Buch mit den vielen mit Blut geschriebenen Namen. —

---

Gutes Muthes erreichte Friedrich Strumpf mit seiner Frau, seinem Andres und dem klingelnden Geschirr sein Gehöft, der gute Muth wandelte sich aber alsbald in Unmuth um, als er nicht, wie gewohnt, den Knecht Lurz aus Haus oder Stall herbei eilen sah, das Hofthor zur Einfahrt zu öffnen, und erst halten und klatschen mußte — klatschen mit der Peitsche was das Zeug hielt, und doch kam niemand, bis er seinen Zorn rufend in Donnerwettern und andern gräulichen Bauernflüchen auspolterte; da stürzte Barlies erschrocken aus dem Hause, und öffnete das Thor, und Friedrich Strumpf knallte ihr einen Peitschenhieb über das dicke Kamisol, und wetterte: „Wo ist der Knecht, der Hallunke? Warum wird nicht aufgepaßt, wenn die Herrschaft kommt? Lumpengesindel, faules! Der Teufel muß Euch das Licht halten!“

„Ich hab' in der Stube gesessen und hab' gesponnen!“ heulte Barlies. „Seit dem Mittagsessen hab' ich nichts von Lurz gesehen, mich nicht um ihn bekümmert — er hat mir nicht gesagt, ob er wohin gehen

will — vielleicht ist er zum Schmied, hat etwa nicht gedacht, daß Ihr sobald vom Markt heim kämet."

„Laß es gut sein und heul' nicht!" sprach Frau Grethe Strumpf. „Spute Dich und koch' ein Buttersüpplein, Andreschen friert. Die Stub' ist doch warm?" Der Wagen wurde in den Hof gebracht, Friedrich Strumpf spannte selbst die Pferde ab, und warf Decken über sie, denn sie dampften, und führte sie in den Stall; Barlies lud das mitgebrachte vom Wagen ab, der Eierkorb war voll neuen Hausrathes, Töpfergeschirr und Blechgeschirr, deß freute sich ihr magdliches Herz, ein paar nöthige neue Stürzen, neue Seiher, neue Löffel, neue Trichter, eine neue Salzmäste — o das freut eine brave Magd über alle Maaßen, wenn es auch nicht ihre, sondern der Herrschaft ist.

Vergebens durchschallte Strumpfs Ruf das Haus, die Böden, die Ställe, die Scheuer nach Lurz — Lurz war nicht da, aber in der Scheuer — da stank es, wie das Volk zu sagen pflegt: wie der Teufel.

Lurz hatte lange in tiefer Ohnmacht gelegen; als er allmählig zu sich kam, meinte er im Bette zu liegen, und wieder, auf andere Weise, von der Trude durch einen entsetzlichen Traum gequält worden zu sein, dann wieder fühlte er alle seine Gliedmaaßen wie zerschlagen. Aber endlich fand er sich liegen auf harter Tenne, in der Winterkälte und in der linken Hand — noch das furchtbare Buch. Eiskaltes Entsetzen übergoß ihn aufs

neue mit namenlosen Schauern — dann bekreuzte und segnete er sich, eilte in das Haus, in seine Kammer hinauf, zog seine Sonntagskleider an, nahm seinen Taufschein und sonstige Papiere, vergaß auch seine gute Tabakspfeife nicht, setzte seinen guten Hut auf und ging aus dem Hause, festen Entschlusses, dasselbe nicht wieder zu betreten.

Wohin ging der Lurz? — Geradewegs zum Pfarrer zu Kesselbrunn; ihm, seinen Beichtiger, sagte Lurz alles an; wie verschiedenes Gerede, das er von Nachbarn gehört, und in Nachbardörfern, ihn aufmerksam gemacht habe und argwöhnisch; wie die gemeine Sage gehe, Frau Grethe Strumpf sei eine arge Hexe und die Hebamme des Dorfes nicht minder und noch viele andere Weiber — und wie er seine Herrin belauscht durch die Klunse im Kellerloch, und was er da Wunders gesehen — und wie der böse Feind ihn selbst angetrieben, er wisse gar nicht wie, auch die böse That mit dem schwarzen Höllenhuhn zu versuchen — und was ihm darauf weiteres und schreckliches begegnet.

Lurz trug seinen Bericht schlicht und einfach und im guten Zusammenhange vor, obschon nicht ohne zittern und beben vom Grauen der Erinnerung.

Pastor Ehren Johann Meiser hörte aufmerksam zu — nichts schien ihm unglaublich — alles konnte sich so verhalten haben, wie der Knecht erzählte — der Pfarrer stand nicht über seiner Zeit, er stand in ihr, und

Friedrich Spee hatte für ihn nicht gelebt, Thomasius lebte und lehrte nicht für ihn, ja es dünkte ihm die allergottloseste Neuerung, daß Menschensinn und Menschenwitz sich unterfange, den Satan und sein Reich auf Erden hinwegläugnen zu wollen. Er sprach daher zunächst dem Lurz mit geistlichem Trost zu, hörte ihn förmlich Beichte und ertheilte ihm Absolution, und freute sich, dem Himmel ein, auf nur kurze Zeit verirrtes Schäflein, wieder zu gewinnen. Darauf setzte Pastor Meiser dem Lurz die heilige Pflicht auseinander, Anzeige von der Sache bei einem edlen Rath der Stadt Köln zu machen, wogegen Lurz anfangs heftig Einsprache that, denn er konnte voraus sehen, was folgen werde; da trat aber Ehren Meiser an seinen Bücherschrein und entnahm demselben eine kleine Schrift in Quart, hieß Lurz sitzen, setzte sich zu ihm und zeigte ihm den Titel dieser Schrift, zunächst das demselben aufgedruckte Motto: Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen.

„Siehe, mein Sohn," sprach Pastor Meiser zu Lurz: „diese Sache hat nichts geringes auf sich, sie hat schon gar viele weise und erfahrene Männer ernstlich beschäftigt, und so hat auch ein Freund von mir, mit welchem ich studieret, Michael Freudius, jetzt Pastor zu Cuppendin und Plauerhagen im Meklenburgschen Wendenlande, vorlängst Gewissensfragen von Processen wider die Hexen verfasset, aus denen ich Dir

nur, zur Beruhigung Deines eigenen Gewissens mein Sohn, einige mittheilen will. Siehe, da beweiset mein gelahrter Freund gleich in der ersten Frage, daß es keine Verrätherei, Zauberer und Zauberinnen bei der Obrigkeit anzugeben; sodann zweitens, daß die Obrigkeit das Recht habe, die Unterthanen sogar zu zwingen, wenn sie es nicht freiwillig thun mögen, Hexenwerke anzuzeigen, daß drittens, selbige Obrigkeit befugt sei, amtshalber auf Hexenleute zu inquiriren, dieweil viertens die Hexerei zu den abscheulichsten Verbrechen gehört, und so weiter. Dabei werden aber den Hexenleuten keineswegs die Namen derer genannt, die gegen sie gezeugt; auch wird von der Obrigkeit gar genau erforscht, ob eine des Lasters der Hexerei verdächtige Person auch in der That schuldig sei, wird auch auf eines einzigen Zeugen Aussage nicht leicht jemand zum Tode verurtheilt."

Und so schläferte der alte Pastor Meiser die Furcht des Knechtes ein, der sich noch scheute, seine Dienstherrin anzugeben, nahm ihm auch das Buch ab und verschloß es gut, bestärkte ihm im Entschluß, nicht wieder in das Haus seiner Brotherrschaft zurückzugehen, und bot ihm bis auf den morgenden Tag bei sich selbst eine Schlafstätte und die nöthige Kost.

Im Strumpfenhofe war große Verwirrung, Aerger und Sorge um den vermißten Knecht. Der Bauer durchsuchte nach ihm alle Gemächer, alle Stallungen,

und sandte Barlies in das Dorf, Erkundigungen nach Lurz einzuziehen. Niemand hatte ihn gesehen, denn Lurz war einen Nebenweg außen um das Dorf herum nach dem Pfarrhof gegangen, und da es an dem trüben Nachmittag und durch den Schneefall ohnehin bald düster wurde und niemand außerhalb des Ortes beschäftigt war, so war Lurz zufällig von keinem Bewohner erblickt worden. So kehrte die Magd unverrichteter Sache heim, und es gab den ganzen Abend verdrießliche Gesichter, selbst Andres war es leid, daß Lurz fort war, denn er hatte öfters in Lurzens Büchern lesen dürfen, und wenn Lurz die Pferde zur Schwemme ritt, durfte in der Regel Andres auf dem Sattelgaul sitzen und mitreiten.

Es war gut, daß des Knechts Abwesenheit dem Friedrich Strumpf veranlaßte, sich selbst um sein Vieh zu bekümmern, sonst hätten die Angehörigen viel böse Reden anzuhören bekommen; gleichwohl mußte Strumpf, als alles beschickt war, noch ein wenig in's Wirthshaus, mußte seinen Aerger niedertrinken, mußte vom Markt erzählen und nach dem Knechte fragen. Ehe er aber aus dem Hause ging, stellte er einen Prügel zurecht, mit dem er den Lurz barbarisch durchhauen wollte, wie er sagte, wenn dieser ja wieder in das Haus komme; denn immer noch vermeinte Strumpf, der Lurz habe sich vielleicht zum Weggang verleiten lassen und liege irgendwo betrunken oder schlafend und werde wohl wie-

derkommen, denn er sei ans Brod gewöhnt, nach dem Volksspruch. Aber Gott solle dem Kerl gnädig sein, er wolle ihn hauen, daß er an ihn denken solle. Schimpf und Schande sei es, so fortzulaufen mir nichts dir nichts, und noch dazu am Sonnabend! Und wer denn nun am lieben Sonntagmorgen das liebe Vieh besorgen solle? Da könne er, der Friedrich Strumpf am Ende nicht einmal in die liebe Kirche.

---

Frau Grethe Strumpf hatte eine sehr unruhige, schier ganz schlaflose Nacht. Des Knechtes Weggang ärgerte sie nicht blos, wie er ihrem Mann ärgerte, nein, er ängstigte sie. Sie wiederholte sich Wort für Wort die Reden, die zwischen ihr und Lurz gefallen waren, sie bereute, daß sie ihn bedroht hatte — wie? wenn er ihrer Drohung halber entwichen war, weil er wußte, daß sie nicht Spaß machte — weil er sich am Morgen so übel befunden, weil er vielleicht vermuthete, daß sie — böses gegen ihn im Sinne habe? Und wenn er etwas gegen sie wußte — wenn er es angab? — In voriger Nacht hatte der Lurz schwer gelitten, heute litt sie, ungleich schwerer als er — er ritt die Nachtmahr, nicht die Nachtmahr ihn — heute aber lag's auf ihr, ritt auf ihr, das furchtbare Nachtmännlein, das Alp des bösen Gewissens, gegen

das kein Segen helfen wollte. Vergebens murmelte Frau Grethe Strumpf die alte Formel:

„Ich beschwöre dich, Alp, Alp,
Der du Augen hast wie ein Kalb,
Einen Rücken wie ein teigtrog,
Weiche von deines Herrn Hof.“

Es wich nicht — bis der Halbschlummer wich und sie zitternd und bebend aus ihm erwachte zum vollen Bewußtsein.

Hehr und feierlich riefen die Glocken zur Kirche. Dumpfrollend hallten in langen Pulsen die Schläge der großen Domglocke Kölns bis Kesselbrunn herüber. Der Sonntagsmorgen war rein und kalt; aber ein Nebelmeer schwamm in der Ferne, über dem breiten Strome, und aus dem Nebel tauchte das Sonnenrad, eine riesige kupferne Kugel, wie ein blutiges Meteor.

Der Pfarrer des Dorfes hatte noch in später Nacht seine vorher entworfene Predigt abgeändert und suchte seine Gemeinde auf unerhörtes vorzubereiten. Er legte ein Wort der Offenbarung aus: Der Ungläubigen und Zauberer Theil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet — und erschütterte die Zuhörer mit Donnerworten.

Aus dem Strumpfenhofe war niemand in der Kirche.

Gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter des Wortes Gottes, wandte sich der erste Theil von Ehren

Meisers Predigt. Wie aus dem Unglauben die Neigung zu jedem andern Laster und jeder Todsünde entspringe, behandelte der zweite Theil; die Todsünde der Zauberei der dritte; der vierte endlich schilderte die Beschaffenheit weltlicher und ewiger Strafen mit entsetzlicher Phantasie. Da richtete sich mancher Blick derer, die sich rein fühlten, nach jenen hin, die verrufen waren, zumal nach der Hebamme des Dorfes, und mancher Blick suchte den Boden, und in manchen Herzen kochte der Zorn über den Pfarrer, und gutes war es nicht, was ihm gewünscht ward.

Daß der Knecht Lurz gestern vom Strumpfenhofe weggelaufen sei und niemand wisse, wohin, flüsterte indeß trotz des Pfarrers Zornpredigt als Dorfneuigkeit von Ohr zu Ohr in den Kirchenständen.

Nach der Kirche und während der Zeit des Mittagessens kleidete sich Pastor Meiser an, führte seinen Gast durch das Hinterpförtlein im Haus und Pfarrgarten hinaus in das freie Feld und ging mit ihm stracks nach Köln, trug selbst das Buch, das grause Zeugniß der Unthaten seiner Gemeinde. Er führte Lurz zum Consul Dirigens und trug diesen dem ganzen Fall vor, und so ließ der Bürgermeister Lurz in leidlichen Gewahrsam nehmen, dankte dem Pfarrer für seinen Eifer und berief eilig und schleunig eine Rathsversammlung.

Das Buch enthielt nicht weniger als dreitausend Namen von Frauen, Männern und jungem Volk

aus zahlreichen Dörfern der Umgegend. Aus Kesselbrunn standen vierzig Namen darin aufgezeichnet, an deren Spitze Frau Grethe Strumpf, die Königin, unter ihr ihr Sohn Andres, diesem folgten die Namen der Hebamme und sieben und dreißig anderer Personen.

Da entbot ein edler Rath seine Garde, die berühmten Funken, und sandte hinaus gen Kesselbrunn eine starke Schaar dieser tapfern Wehrmannschaft, und ließ alles einziehen, was verdächtig war, und ward schier in allen Häusern großes Geschrei, Wehklage, Heulen und Zähneklappen.

Friedrich Strumpf wußte gar nicht wie ihm geschah, als sein Haus von Wachen umstellt wurde, als man hereindrang, und im Namen des Rathes sein Weib und sein Söhnlein in Haft nahm und von dannen führte. Er schrie zu Gott im Himmel hinein über Gewaltthat und schreiendes Unrecht.

Frau Grethe Strumpf wußte wie ihr geschah; sie schwieg; denn zu Gott im Himmel konnte sie nicht schreien.

Nur andeuten lassen sich die Schauer, die Scheuel und Gräuel eines Monstre-Hexenprocesses, der nun begonnen ward zu Köln in der heiligen Stadt, gegen ein Heer von Menschen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen und gegen unmündige Kinder. Der Wahnsinn der Zeit, der Aberglaube, saß wie ein wuth-

schnaubender Belsazar auf blutigem, flammenumstrahltem Throne und heischte Opfer auf Opfer.

Die gemarterten, auf den Tod gequälten Menschen bekannten alles, alles; die Folter half zum Bekenntniß von allem.

Nur eine bekannte nicht, trotz aller grimmen Folterpein, trotz den Schnüren und Zügen, trotz Daum- und Zehenschrauben, trotz polnischem Bock und spanischen Waden, trotz der Stirnkrone und Maultulpe, trotz der Leiter und dem gespickten Hasen — kein Wort entrissen ihr alle diese Qualen. Das war die Hebamme, Frau Nullendörfer zu Kesselbrunn.

Aber die Hexenkönigin bekannte in der Folter, daß sie Christum unsern Herrn abgeschworen, und dem bösen Feind sich verlobt zu allen bösen Thaten; daß sie ihren Nachbarn Schaden gethan an Korn und Kraut; daß sie zuwege gebracht Schrecken und Schnecken, Läus und Mäus, Ratten und Unken, Gewürm und Raupen; daß sie verderbt und gesterbt so viel sie gekonnt durch Ungeziefer, Krankheit und Wehthum; daß sie die, denen sie feind, als Nachtmahr geritten, ja geritten krumm und lahm, zumal wenn sie ihr dadurch verfallen wären, daß sie früh beim aufstehen nicht gebetet, auch ihre Hände nicht gewaschen hätten; daß sie ferner das Hexenamt gelehrt habe ihrem eigenen einzigen Sohne, dem Knaben Andres, und der Hebamme und den anderen

Hexen und Hexinnen in Kesselbrunn, ja selbst auf Nachbardörfern.

Als Frau Grethe Strumpf ihr allgemeines Bekenntniß abgelegt hatte, folgte das besondere über die schwarze Glucke. Und sie bekannte, daß ihr der Feind eine Kröte zugesellt, und zu eigen gegeben, mit der Eigenschaft, Tages über und in den Augen der Leute die Gestalt einer schwarzen Henne anzunehmen, und so viele Hühner-Eier zu legen als Frau Grethe wolle. Das sei so gekommen, als sie einst mit dem Feind, ihrem Buhlen, in der Flur spatzieren gegangen, habe in einem Wassergraben ein Krötenpärchen gehockt, und die Kröte habe ihre Eier gelegt, eine endlos lange Schnur, und die Eier haben aneinander gehangen, wie Paternosterkügelein. Da habe Frau Greth gewünscht: so eine Gockel möcht' ich haben, die so viel, aber große Hühnereier legte, zu aller Zeit, auch im Winter, und da habe der Feind ihr gesagt: wenn Du mein sein willt, sollst Du solch eine schwarze Gockelhenne haben.

Sie habe dafür jeden Tag die Glucke in euterwarmer Milch baden, und ihr alle vier Wochen eine geweihte heilige Hostie, die sie beim Abendmahl empfangen, zu essen geben müssen, so habe sie dem Teufel geopfert, denn die Glucke sei ein Teufel gewesen.

Da nun die ganze gefangene Hexenschaft alles bekannt hatte, was ein hoher Rath zu wissen verlangte, und

Urthel und Recht gesprochen war, so erfolgte die große Hinrichtung.

Ein Wort der heiligen Schrift hatte schon vielen tausenden von Menschen das Leben abgesprochen, so auch hier. Auf dieses *eine* Wort gründete der Unsinn einiger Jahrhunderte sein blutiges Recht, fand Entschuldigung, ja Berechtigung der schauderhaftesten Grausamkeit einzig und allein in ihm.

Es war das Wort im zweiten Buche Moses, im zweiundzwanzigsten Kapitel, der achtzehnte Vers: *Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen.*

---

Die Zauberinnen sollst Du nicht leben lassen!

Nicht *leben* lassen! —

Also mußten sie *sterben*.

Den jungen Zauberern und Zauberinnen, die noch nicht vielen Schaden gethan hatten, ließ man zum Tode zur Ader.

Dazu mußte die Hexenkönigin und ihr Sohn zusehen.

Darauf wurden alle die zahlreichen älteren ohne Unterschied auf großen Scheiterhaufen lebendig und zu Asche verbrannt.

Auch dazu mußten jene beiden zusehen.

Für die Hexenkönigin war eine neue Qual ersonnen worden.

Aehnlich jenem Stiergott der Ammoniter, dem Moloch, ließ der hohe Rath das eherne Bild eines Rosses anfertigen, mit hohlem Bauch und mit Luftzügen, auf daß es geheizt und glühend gemacht werde.

Auf dieses Roß ward Frau Grethe Strumpf gesetzt, und mit Ketten angeschmiedet, und des Rosses Bauch war mit Kohlen gefüllt, die entzündet wurden und gehitzt mit Blasebälgen, daß allmählich des Rosses Leib erglühte, und die Hexenkönigin die martervollste Pein erlitt. Auf daß sie aber nicht schreie, war ihr eine eiserne Springtulipane in den Mund gesteckt.

Da saß sie und litt die Pein der Hölle drei volle Stunden lang, ehe sie ihre elende Seele aushauchte.

Und ihr eilfjahriger Sohn Andres mußte zusehen.

Und als die Mutter tod war, sollte der Sohn hinauf auf das glühende Roß und schnell zu Asche werden; da schrie der Knabe laut um Erbarmen, und schrie: „O laßt mich nicht brennen! Ich will Euch auch etwas offenbaren, das aller Welt noch geheim ist.“

Da wurde den Henkersknechten geboten, inne zu halten, und ward der Knabe gefragt, was denn das sei? Er sollte es frei bekennen, und dann des Feuertodes nicht sterben.

Darauf hub Andres an zu sprechen: „Gegen Satan und alles Hexenwerk sind einzig gut und hülfreich die Kräuter der sieben Planeten. In welchem Hause dieselben sind, wäre es auch nur ein Kraut von jedem

der sieben, darin hat keine Hexe, ja der Teufel selbst nicht Macht, und können nicht den geringsten Schaden thun, weder an Menschen noch am Vieh."

Darauf fragte ein hochweiser Rath, welches diese Kräuter seien, ob er ihre Namen wisse?

Siehe, da hub der Knabe Andres an verwunderlich zu reden und zu offenbaren tiefe Geheimnisse, gleich einem der auf hohen Schulen studiert hat, und jedermänniglich wunderte sich darüber, und wußte nicht, von wannen ihm diese Weisheit komme. Und Andres sagte aus:

„Saturni, des bekannten Planeten Kräuter sind Raute, Zwiebel und Mispel, Jovis aber Rosen, Lorbeer und Bohnen. Mars liebt scharfe, hitzige Kräuter: Senf, Rettig und Euphorbium, das ist Wolfsmilch. Soli gehören Rosmarin, Gerste und Korn, Veneri Lilien, Safran und Zeitlosen, die Blumen, welche man nennt nackte Jungfern. Merkurii liebste Kräuter sind Bingelkraut, welches man nennt herba mercurialis, Petersilie und Haselstaude; Lunae endlich gehören die Lunaria, die Gurken und die Kürbisse." Da mußte der Schreiber eines hohen Rathes diese siebenmal drei Kräuter aufzeichnen, und der Stadtapotheker mußte ihrer sieben zusammen schaffen. Der nahm eine Zwiebel und ein Paar Lorbeerblätter, eine handvoll Senf und einen Rosmarinstengel, that eine Prise Safran hinzu, etwas Bin-

gelkraut und Lunaria, alles zusammen in ein reines Linnensäcklein von einem Jungfernhemde.

Mit diesem Säcklein nahete nun ein hoher Rath der herbeigeführten verstockten Hebamme; da begann sie alsbald freiwillig und ohne Marter zu bekennen, wie sie alle Kindlein, so sie aus dem Schooße der Mutter empfangen, gleich heimlich getauft habe in des Teufels Namen, und wie sie vielen Weibern das Hexenwerk gelehrt habe, darüber ein hoher Rath sich höchlich und gebührlich entsetzte. Sprach der Hebamme ihr Urtheil, und mußte sothaner gräulicher Unhold auch auf das Roß, und den gleichen Tod erleiden, den die Hexenkönigin erlitten hatte.

Hierauf begnadigte ein hoher Rath den Knaben Andres wegen seines freiwilligen, offenen und guten Bekenntnisses und wegen seiner Jugend — zu einer „ihm erträglicheren" Strafe, nämlich zum Tode durch das Schwert und nachheriger Verbrennung seines Leibes, und ließ diese höchstgnädige Strafe ohne Verzug an Andres Strumpf vollstrecken.

Nach alle diesem verfügte sich ein hoher Rath gen Kesselbrunn, und zum Strumpfenhof, den Greuelort zu besichtigen, und nahm den Knecht Lurz mit hinab in den Keller, auf daß er den Ort zeige, allwo die höllische Eiergockel ihren Sitz gehabt und auch der Bauer Friedrich Strumpf mußte mit hinab.

Lurz ging mit zittern und zagen; sein ganzes Wesen war erschüttert; vor seinen Sinnen flirrten all die Bilder der Gerichteten, die seine Anklage, eigentlich seine eigene Unthat, vom Leben zum jammervollen Tode gebracht.

Im Keller war es düster und moderfeucht; dort in der Ecke stand noch der alte Korb, ganz verschimmelt, alle waren gefaßt auf den Anblick der höllischen Riesenkröte — jetzt stieß Lurz den Korb um — und ein entsetzlicher Aufschrei erscholl aus eines jedem Mund, Lurz stürzte gleich in Ohnmacht — was sie sahen, die Männer — mag etwas ganz unerhörtes und grauenvolles gewesen sein, niemals hat einer es offenbart. Mehreren schwindelten die Sinne, und alle umfing ein stinkender pestilenzialischer Brodem, so daß alle dem Keller schleunig enteilten und den Ohnmächtigen mit hinauf schleppten.

Darauf entbot ein hoher Rath alsobald Maurer und ließ den Keller vermauern, und in den Gewölbstein ein fünfeckiges, mit Kreuzen versehenes Zeichen eingraben.

Haus und Gehöft des Friedrich Strumpf ließ ein hoher Rath bis auf den Grund niederreißen, so daß die Kellerthüre unterm Schutt begraben blieb, und nur der Gewölbstein mit dem Signum zu Tage stand.

Am letzten Balken seines Gehöfts wurde der Bauer Friedrich Strumpf erhenkt gefunden.

Lurz schlich tiefsinnig umher; schlich auch zum Pfarrer Meiser, geistlichen Trost und Zuspruch bei ihm zu suchen.

Pastor Meiser empfing den Lurz in seinem Museum und in sehr heiterer Stimmung; er hatte die weiße Zipfelmütze auf, eine weißbaumwollene Nachtjacke an, die Füße in großen schwarzen Filzsocken, und rauchte eine Pfeife schlechten Taback; er hatte geschrieben. Das Museum des Pfarrers bestand in einem kleinen Gemach, dessen vierten Theil reichlich ein alter schwarzer Kachelofen einnahm, ein eichenes Büchergestell, ein Tisch und einige Stühle bildeten das Mobiliar.

„Höre zu, lieber Lurz, was ich schönes gedichtet habe!" sprach der Pfarrer zu dem Knechte, und las mit salbungsvoller Stimme vom beschriebenen Blatte:

„Im Dorfe Kesselbrunn genannt,
Bei Köllen liegt's, ist wohl bekannt,
Da wohnt ein reicher Bauer,
Mit Namen Friedrich Strumpf genannt,
Der lebt zwölf Jahr im Ehestand."

„Sein' Frau war eine Zauberin,
Ein' Hex, wie man's sonst nennen will,
Die trieb groß' Zauberei;
Ihr Mann wußt' nie ein Wort davon,
Endlich es doch an Tag kam."

„Alle Wochen durchs ganze Jahr
Wenn in der Stadt war Wochenmarkt,
Hatt' sie Eier genug
Die sie kunnt' tragen in die Stadt
Wenn sunst niemand gar keins hatt'."

„An einem Freitag es geschach,
Daß die Geschicht kam an den Tag;
Der Bauer war im Wirthshaus
Und blieb darin, bis am Abend spat,
Die Bäurin in den Keller trat.“

Der von seiner Poesie ganz erfüllte Pfarrer nahm gar nicht wahr, daß der arme Lurz käsebleich wurde, daß die Kniee ihm schlotterten und wankten, daß eine unsagliche Angst ihn erfaßte. Jener fuhr mit erhobener Stimme im Lesen fort:

„Ihr Knecht, der saß an dem Tisch,
Und hat ein Buch, darin er liest —
Hat an nichts Böses gedacht!“ —

Jetzt stürzte Lurz zu des Pfarrers Füßen nieder und rief flehend: „Barmherzigkeit, Herr Pfarrer! Haben Sie Erbarmen mit mir! Bringen Sie mich nicht in Ihr Gedicht — nur mich nicht!“ —

„Und warum nicht?“ fragte erstaunt, und ungern die Vorlesung seiner für unübertrefflich gehaltenen Dichtung unterbrochen sehend — der Pfarrer aus.

„Es bringt mich um! Es macht mich toll! Ich thue mir ein Leides an!“ winselte Lurz.

„Geh, Du bist ein Tropf!“ zürnte Ehren Meiser. „Da hab' ich einmal recht die edlen Verse meiner Poeterei vor eine dreckige Sau geworfen! Sollte so ein Lump wie Du nicht Gott dem Herrn danken, wenn seiner in Ehren durch einen begabten Poeten in einem

Carmen gedacht wird? Marsch, hebe Dich von meiner Schwelle, Du dummer Eiergückel, Du Teufelsbüchler, Du Teufelskrötenkerl, der Du bist!" Dabei riß der zornige Pfarrer die Thüre seines Museums auf und schob den Lurz hinaus.

Fast vernichtet ging der Lurz vom Pfarrhof.

Der Pfarrer aber beruhigte sein aufgeregtes Gemüth und las sich mit hoher innerer Befriedigung sein Gedicht weiter vor: —

„Hat an nichts Böses gedacht.
Die Bäurin säumte sich nicht lang,
Nahm eine Spießgert in die Hand."

„Sie hebte auf ein'n alten Korb,
Darunter saß eine große Krott,
Die thät sich blähen auf.
Bäurin haut mit der Spießgerten drein,
All Hieb ließ sie fall'n ein Ei."

und las, und schrieb dann noch lange.

Einige Wochen nach der am 2. Februar 1718 zu Köln stattgehabten gräuelvollen Hexenhinrichtung wimmelte wieder viel Volk auf dem Eier-, Butter- und Gemüsemarkt. Es waren aber keine Eierweiber von Kesselbrunn auf selbigem Markt, es durften sich solche allda nicht mehr sehen lassen; denn als die Geschichte von der schwarzen Krottengluckse ruchbar geworden, überkam die Menschen ein mächtiger Ekel und Abscheu vor Eiern, und viele von denen, welche von der Grethe Strumpf, der Hexenkönigin, Eier gekauft und gegessen,

starben hin, wie die Mücken, als welches gar schrecklich war.

Wohl aber war jene Bänkelsängerfamilie wieder auf dem Markt. Sie hatte an ihrer Stange ein nagelneues Bild und sang nnd verkaufte ein nagelneues Lied, gedruckt in diesem Jahr. Auf dem Bilde war die ganze Geschichte von der schwarzen Gückelhenne dargestellt.

Diese Leute waren im besten singen, leiern und ausdeutendem zeigen ihrer Bildleinwand.

Das klang ganz erbaulich, und viele hunderte drängten um jene Sänger und lauschten mit offenem Munde dem Gesang und den kreischenden Mißtönen des verstimmten Leierkastens oder Orgeleins.

„All Hieb ließ sie fall'n ein Ei."

„Die Bäurin wußte davon nicht
Daß ihr der Knecht heimlich zusicht,
Hat nirgends an gedacht,
Und treibt es also fort.
Dreihundert Eier sie bekam,
Sogleich an diesem Ort."

Alle Hörer grauelten sich — nur eine Hörerin, die sich wider Willen in den Kreis zufällig gedrängt sah, hörte und — weinte.

„Der Knecht nahm solches wohl in Acht,
Hat auch gleich bei ihm selber gedacht,
Er wollt's probieren auch,

Und thät darzu schweigen still,
Gab wohl in Acht, wo die Krott legt' hin."

„Des Morgens d'rauf war es Samstag,
Der Bauer und Bäuerin fuhr'n gen Markt,
Der Knecht bliebe daheim;
Er schlich auch in den Keller h'naus,
Die Kunst wollt' probieren auch."

Ein Mann mit irren Zügen, in zerlumpten Kleidern, mit struppigem Bart und in der einen Hand einen langen Knüttel tragend, drängt im Volkskreise, schiebt und wird geschoben, immer näher dem Bilde und dem alten Bänkelsänger, der fleißig mit seiner Gerte auf das Bild schlägt, auch die schwarze scheußliche Kröte, die eierlegend dargestellt ist, auf den Knecht, der vor ihr steht, die Spießgerte in der Hand.

Und weiter leiern Leierkasten und Lied:

„Er hebt auch auf den alten Korb,
Darunter saß die alte Krott,
Blähet sich schrecklich auf.
Knecht stipft mit der Spießruthen drein;
Die Kunst thät probatum sein."

Immer näher tritt jener Mann; seine Glieder zittern, seine rothe Faust umkrallt fester den Knüttel, seine Blicke ruhen starr und irr auf dem Bilde.

„Der Knecht, der dacht' in seinem Muth,
Der Handel ist für mich auch gut;
Ich kann manchmal ein Geld
Aus Eiern lösen in der Stadt,
Daß ich etwas zu zehren hab'."

Wieder ein Schlag der langen Gerte auf das Bild des Knechts, und rasch noch ein Schlag des Knüttels in der Hand jenes wahnsinnig in den Kreis und gegen das Bild vorspringenden Mannes, daß die bemalte Leinwand alsbald mitten von einander reißt, und ein zweiter Schlag auf den Schädel des Sängers, der ihn niederwirft, und ein dritter Schlag auf den Leierkasten, der diesen zertrümmert, alles im Nu, wie zuckende Blitze, Geheul des Weibes und des Mädchens, und des Wüthenden heißer gellende Stimme: „Zum Teufel mit euch! Ihr sollt mich nicht abconterfeien! Ihr sollt nicht singen von mir — von mir, ich, ich bin der Knecht, der Knecht der Sünde, der Knecht der Hölle! Fahrt all' zur Hölle!"

Schon war der Störer öffentlicher Ruhe gepackt von nervigen Fäusten, schon war nach Wache gerufen — Lurz wehrte sich wie ein Rasender — und er war es, er war ein Rasender — eine Schaar Funken rasselte heran, führte Lurz nach der Wache, fesselte ihn, brachte ihn, wohin er gehörte, in das Tollhaus.

Die über das Bild und über das Lied geweint, die über Lurz weinte, die weinend sich aus dem Getümmel schlich, war Barlies, die frühere Magd auf dem Strumpfenhofe, jetzt in der Stadt im Dienst — und wo? Beim Scharfrichter, der ihrer ehemaligen Herrin das glühende Roß gehitzt.

Lurz starb im Tollhaus, wo er sich in entsetzlichen Phantasien, die ihn mit den Schaaren der Gerichteten quälten, zu Tode rasete.

Pastor Meiser's Gedicht, das die Bänkelsänger auf den Märkten sangen, hatte dreiunddreißig Strophen.

---

# Das Kornseil und die drei Hunde.

(Nach Aktenstücken des Hennebergischen Gesammtarchives.)

## 1.

Lustig brannte der Knaben Hirtenfeuer auf einem Flurstück des Dorfes Bettenhausen, zwei Stunden von Meiningen, die Unterbirke genannt, am Fuße des hohen weitgestreckten Gebaberges und dem mit einem althennebergischen Trümmerschloß gekrönten Hutsberg. Die Rosse grasten oder sprangen umher, zumal die muthigen Füllen; alle waren des Weideplatzes gewohnt, entfernten sich nicht von demselben und bedurften nicht großen hütens. Zu den eigentlichen Hütern der wenigen Pferde, welches schon ziemlich erwachsene Bursche waren, hatten sich auch jüngere Knaben gesellt, die gern ihr Spiel trieben auf der Unterbirke, ihre Freude am Feuer hatten, und freudig von den Bergwänden dürres Reißig und Genist herbeischleppten, ersteres zu nähren.

Häufig setzten sich alle in die Runde und plauderten von dem und jenen, davon unbefangene Dorfjugend gern plaudert, über Dorfereignisse; über das liebe Vieh,

vom Pferd und Ochsen zum Bock und Hammel, vom Schwein zur Gans und zum Huhn, vom Hund und von der Katze, vom Fink und Stieglitz, vom Rothkehlchen und der Grasemücke. Jede Krankheit und jeder Sterbefall im Dorfe und in den Nachbardörfern ist ein Ereigniß und muß des breitern besprochen werden; nicht minder jedes Vergehen das gerügt oder gestraft wird. Vom Schulzen ist dabei viel die Rede, und wie er sein Amt verwaltet, und daß er so streng ist gegen die Nachbarn; dann kommt der Amtsschösser an die Reihe, der Centrichter, die in der Stadt wohnen und mit denen nicht gut Kirschen essen, besonders sollen sie äußerst hart gegen die Hexen sein.

„Das verfluchtige Hexenvolk, es wird immer schlimmer mit ihm!“ spricht der siebzehnjährige Bursche Valtin Hofmann, aus Wohlmuthhausen gebürtig und beim Bauer Franz Marschall im Dienst, „trotzdem daß vorm Jahre erst wieder drei in Meiningen verbrannt worden sind.“

„Jawohl, es war ein Paar Tage vor Neujahr“ — bestätigt Hans Gering von Oberweid, der junge Knecht des Bauers Baltzer Trott, welchem letzteren ein Theil der Pferde gehörte. „Selbe Teufelsweiber waren von Rohr, und hießen Greth Maroldin und Kathrine Krechin.“

„Und im Sommer, es war gerade Aerntezeit und ich half schneiden beim Bauer Keiner in der Stadt“, —

fügte der achtzehnjährige Bursche Balthasar Ulrich von dem nahen Dorfe Gerdhausen, hinter Wohlmuthhausen, hinzu: „da wurde zu Meiningen auf dem untern Rasen die Kathrine Schmidtin von Queienfeld verbrannt; es lief alles hin und sah sie brennen; ich war auch dabei, möcht' aber nimmermehr so was noch einmal sehen."

„„Ich möcht's aber seh'n!"" — „Ich auch! ich auch!" riefen die kleinern Jungen in das Gespräch der großen, der kleine Michel Alt, Andreas Kißner, Thomas Herlich und andere.

„Den Spaß könnt ihr schon haben, ihr Nickel", sagte Valtin Hofmann spöttisch: „es sitzen deren Unholdinnen wieder genug und satt in der Frohnfeste."

„Ha, und ihr scheint nicht zu wissen" — gab Heinrich Pochert, auch ein Pferdeknecht und zwar Curt Ehrhard's, in's Gespräch, „daß erst noch in diesem Jahr, um Fastnacht h'rum zwei Weiber von Schmiedefeld, die Stoffel Lotzen und die Martha Schneiderin, und ebenso die Margreth Müllerin von Heinrich's an einem Tage und vielleicht noch ein Paar dazu verbrannt worden sind, und die alte Schulzen-Anna, dem gewesenen Schulz Gramann zu Dreißigacker seine Wittwe, eine Vettel von achtzig Jahren, ist ja erst vor zwei Monaten, im März, verbrannt worden."

„So schlimm ist's noch nicht gewesen mit den Unthieren, so lange die Welt steht!" äußerte Hans Ge-

ring; „möcht' wissen, ob hier in Bettenhausen auch solche Bestecke wären?"

„Ach es giebt solch' Gezeug all' enden! Beruf's nicht. Ehe Du Dich versiehst, hat Dich eine angeblasen und Du wirst krumm und lahm!" warnte Valtin Hofmann.

„Oder es hockelt Dich eine!" scherzte Balthasar Ulrich, „und trägt Dich h'nauf in's Hutsberg-Schloß und deckt Dich mit Wackersteinen zu."

Die kleinern Knaben waren ganz Ohr bei dieser Unterhaltung der größeren Bursche, obschon diese ihrer nicht sonderlich bei ihren Gesprächen achteten, und beuteten jetzt den Inhalt des vernommenen auf ihre eigene Weise aus.

„Ob's nur wahr ist, daß es so böse Leut' giebt, die andern was anthun können?"

„Die's mit dem Teufel halten?"

„Ob's nur einen Teufel giebt?"

„Ob's nur Leut' giebt, die was können?"

So klangen die Fragen der kleinen Jungen durcheinander, und die ältern unter den jüngern thaten gar klug und bejahten und bestätigten alles, denn sie wußten's nicht anders, sie hatten es so gehört von Aeltern und Geschwistern, Großältern und Dienstboten, der Hexenglaube war allgemein.

„Warum soll man nichts können?" warf der kleine Claus, der zehnjährige Sohn des Bauers Curt Ehrhard,

dem auch mehrere der weidenden Pferde gehörten, die Frage auf.

„Kannst Du denn was?“ erscholl die Gegenfrage.

„Gieb mir einmal Deine Hand!“ sprach Claus zu Michel, dem neunjährigen Söhnchen des Bauer Wenzel Alt.

„Warum soll ich Dir meine Hand geben?“

„„Ich will Dir daraus wahrsagen!““

„Was, Du kannst wahrsagen?“ riefen einige staunend, fast scheu und erschrocken aus, andere lachten hell auf und schrieen es laut aus: „Der Claus kann wahrsagen! Kommt all' daher ihr Bursch', der kleine Claus wahrsagt!“

Dieses Geschrei und Gelächter veranlaßte auch die ältern Bursche, neugierig näher zu treten und zu sehen, wo das hinaus wolle. Sie sahen und hörten wie der kleine Michel Alt dem kleinen Claus Ehrhard schüchtern seine Hand hinhielt, wie der kleine Claus sehr ernsthaft in die Hand hineinblickte, sie dann losließ und ebenso ernsthaft zu seinem Gespielen sprach: „Du wirst noch in diesem Jahre — sterben.“

Dieß Wort aus des Knaben Munde machte mehr oder minder alle Hörer erbeben; der kleine Michel Alt erschrak heftig, wurde leichenblaß und begann zu weinen, und einer der größeren Bursche holte bereits aus, den Wahrsager mit einer derben Ohrfeige zu belohnen,

ein anderer aber hielt diesen zurück und fragte: „Woher weißt Du denn das, Claus?"

„Ich kann es einem in der Hand und an den Augen ansehen!" antwortete dieser mit einem gewissen Stolze.

„Wer hat Dir denn das gelehrt?" fragte Valtin Hofmann.

„Mein Vater hat es mir gelehrt", antwortete ganz unbefangen der kleine Claus, und meinte Wunder, was er für eine wichtige Person sei. Er bemerkte die bedenklichen Mienen der älteren Bursche nicht, mindestens wußte er diese nicht zu deuten, und gestachelt von Eitelkeit und kindischer Thorheit begann er unaufgefordert weiter zu reden: „O, mein Vater kann noch mehr, und ich weiß mehr als Ihr alle wißt!"

„Erzähl' uns, erzähl' uns Claus!" rief und drängte es um den kleinen eiteln Sprecher; die Knaben lagerten sich auf den Rasen, nahmen den Wahrsager in die Mitte, Michel vergaß den Schreck, den Clausen's Prophezeihung ihm eingejagt, die größern Bursche setzten sich ebenfalls, und so bildete sich eine eigenthümliche malerische Gruppe.

War es kindische Eitelkeit, Wichtigthuerei und Aufschneidesucht, war es ein Geist der Lüge, war es ein Verhängniß, was aus dem Munde dieses zehnjährigen Knaben sprach und plauderte, oder war es phantastische Anschauung und Uebertragung des gewöhnlichen und

zufälligen zum ungewöhnlichen und geheimnißvollen? Räthselhaft, tief räthselhaft war es und blieb es.

Der kleine Claus Ehrhard erzählte:

„In unserm Hause sind drei Hunde, das sind drei Teufelein, einer ist dem Vater seiner, einer ist meiner Mutter und der dritte ist mein. Dem Vater sein Hund heißt Kittel, das ist der ärgst' und bösest', meiner Mutter ihrer heißt Spanier und meiner heißt Wacker; alle drei sind schwarz, von der Art der Däckel und haben große krumme Füße. Diese drei Hunde bringen uns Geld. In der Nacht aber sind sie gar bös' und machen vielen Lärm. Der Vater darf nicht in den Stall geh'n zur Nacht, um den Pferden vorzulegen, ohne daß der Kittel hinter ihm drein läuft. Kittel springt auch auf den Stadelbalken, und wenn mein Vater Heu oder Stroh herunter langen will, so knurrt er und beißt nach ihm, und muß mein Vater immer einen Stecken zur Hand haben und dem Kittel das Fell durchwammsen. Als die Hunde in unser Haus kamen, band sie mein Vater in der Bodenkammer an Seile an, die haben sie aber durchgebissen, und er hat sie müssen an Ketten binden, doch auch davon reißen sie sich los, und ist schon mehrmals in der Nacht der Kittel auf meines Vaters Bette gekommen und ist darauf herumgesprungen. Manchmal kommen sie alle drei auf des Vaters Bette und thun sehr häßlich. Aber hinter dem Bette

hat mein Vater einen Prügel stehen, damit jagt er die Hunde weg."

Die Hörer allzumal waren ganz stumm vor staunen.

Der kleine Claus nahm dieses schweigen als einen wohlverdienten Zoll stummen Beifalls willig an und plauderte weiter: „Manchmal zur Nacht kommt auch ein Ding vor meines Vaters Kammer, ist ein blauer Ochs, wie Alt-Endersens Ochs, das scharrt mit dem Fuß an der Kammerthüre, kommt zu Zeiten auch herein und schlägt nach meinem Vater. Selbes Ding kann reden. Oefter hat es auch meinem Vater Geld gebracht, das hat es im Maul gehabt, und hat mein Vater gefragt: Was bringst du mir? — Ich bringe Dir Geld, hat der Ochs gesagt, und wenn er fortgegangen ist, hat mein Vater gesagt: Ich will dir wieder dienen.

„Bringen die Hunde und der Ochs euch viel Geld?" fragte der Pferdeknecht Balthasar Ulrich neugierig.

„'S ist nicht viel dermehr, hab' noch keine Ducaten oder Laubthaler gesehen, als immer nur kleine Blafferte und Blechkappen", antwortete Claus.

„Was fressen denn eure Hunde?" warf Valtin Hofmann die Frage auf.

„Gar nichts fressen sie!" gab Claus zur Antwort, welche allgemeine Verwunderung hervorrief.

Immer kecker, da er so viel Gehör und wie es schien auch Glauben fand, wurde des Knaben Muth und immer frischer seine Lust, zu erzählen. „Wir haben auch ein Seil auf dem Boden“ — berichtete er mit geheimnißvoller Wichtigkeit: „daran ziehen mein Vater und meine Mutter, wie man zieht am Euter einer Kuh, und da fällt allemal Korn herunter, immer eine halbe Metze voll in das untergestellte Maaß; da können wir des Tages vier bis fünfmal daran ziehen und Korn melken. Das Seil hat viele Knoten und hängt frei an einem Balken; wo das Korn herkommt, sieht kein Mensch, es fällt gleichsam aus dem Seil in die Metze.“

„„Man sollt' nicht meinen, daß es möglich wäre!““ rief Balthasar Ulrich. „Das geht doch wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!“

„Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ riefen viele nach und erhoben sich zum heimgehen, da die Sonne hinab war und die Dämmerung begann. Und sie plauderten noch ein langes und breites von Hexengeschichten und Hexenkünsten.

Auf dem Nachhausewege aber sagte Heinrich Pochert, der junge Pferdeknecht bei Curt Ehrhard, zu dem kleinen Claus Ehrhard, daß es die andern nicht hörten: „Dummkopf, Schafkopf, der Du bist, Papelmaul! Gieb acht ob Du nicht heute Abend Dich, Deinen Vater und Deine Mutter in's Gefängniß und zuletzt auf den Schei-

terhausen geschwatzt hast! Welcher böse Geist hat Dir eingegeben, solche Dinge auf offener Wiese vor aller Welt zu erzählen, vor denen einem die Haut schaudert und die Haare sich sträuben? Wirst schon sehen, dummer einfältiger Nickel, was Du angestiftet hast."

Claus erschrak und ängstigte sich; scheu und schüchtern betrat der unbedachte Knabe das älterliche Haus.

## 2.

Am Nachmittage des folgenden Tages spielten die Knaben Claus Ehrhard, Andres Kißner, Michel Alt und andere im Hofe ihres Kameraden Thomas Herlich Haschemännchens und waren sehr laut und munter. Das Gehöft Veit Herlich's, eines ziemlich reichen Bauern, lag nahe an dem Gehöft Curt Ehrhard's, dann folgte das Haus Lorenz Walter's, neben diesem stand des Schultheißen Haus und gegenüber lag der Pfarrhof. Dorfaufwärts stand dem Hause Ehrhard's das Haus Hans Babst's am nächsten.

Während die Knaben spielten, ging Clausen's Mutter, Frau Anna Ehrhard, mit einer Feuerkike herüber in Lorenz Walter's Haus, um sich bei der Nachbarin, wie sie öfter that, etwas Feuer zu holen.

Auf der Straße, nahe an Veit Herlich's Gehöft, stand die Pfarrmagd Marei und plauderte mit der Frau des Bauers August Dreißigacker, Lisbeth, und mit Kathe

Böhse, deren Bruder Hans der Schatz der Pfarrmagd war und mit Frau Sibylle Babst, welche vom Brunnen kam und ihre Eimer rasten ließ. Sie hatten ihr Gespräch über einen Mann, der seit einiger Zeit übler Gerüchte halber aus dem Dorfe entwichen und landflüchtig geworden war; dieser Mann war Cunz, Curt Ehrhard's Bruder.

„Ich sag's und bleib' dabei steif und fest", behauptete Frau Lisbeth, „daß der Cunz ein Milchdieb *) ist, sonst wär' er nicht auf und davon. Ich weiß, was ich weiß."

„Ich auch!" fiel Kathe Böhse ein: „wenn man nur alles sagen dürft'."

„Ei so sagt's doch, es hört's ja niemand und ich sag's nicht weiter!" drängte die Pfarrmagd.

„Denkt ihr denn" — sprach nun im flüsternden Tone Frau Lisbeth: „auf Curt Ehrhard's Aeckern allein wüchse das viele Getraidig, das er verkauft und verborgt? Das weiß ich besser. Der Cunz, der Milchdieb, kommt manchmal heimlich wieder und schläft im Haus beim Bruder, bringt mit, ich will nicht wissen wen und was — kommt mir vor, wie der Drach', Gott sei bei uns, der zum Schlot h'nein fährt. Einen Pflugringken hat er seinem Bruder mitgebracht, über's Korn

---

*) Das Schimpfwort Milchdieb wurde nicht in der wörtlichen Bedeutung genommen, sondern bezeichnete einen Hexenmeister, Milchdiebin eine Hexe.

zu hängen, da fällt das Korn hindurch — Gott der allwissende mag wissen wo's herkommt, vom Himmel hoch kommt's aber nicht her."

„„Ach — schweigt von dem stille!"" nahm Kathe das Wort: „ich weiß recht gut und hab's von meinem Bruder, daß der Curt Ehrhard vom Acker des verstorbenen Schultheißen Balthasar Molder Getraidig weg- und auf seinen Acker geschleppt hat; dabei braucht einer keinen Pflugringk, seine diebische Kralle ist Pflugringks genug."

„„Und mir hat Claus Walter's Frau gesagt"" — gab die Pfarr-Marei in's Gespräch: „daß die Ehrhardin ihr ihre Ziege gesterbt*) hat."

„„Und ich weiß, was ich gehört habe, ist doch unser Haus das nächste an Ehrhard's Hof"", fügte Hans Babst's Hausfrau hinzu. „Und als sie mir neulich einen Korb mit Gras in den Stadel tragen half, hat meine Kuh drei Tage lang keine Milch geben wollen."

Während dort die Knaben spielten und hier die müssigen Weiber ihre Nachbarn verklatschten, war Frau Anna Ehrhard, von der bei jenen so eben die Rede war, zu derselben Frau Suse Walter eingetreten, ihrer lieben Nachbarin uud Gevatterin, von welcher so eben ebenfalls die Rede war, hatte guten Tag geboten und Frau Suse um etwas Feuer gebeten, war aber nicht allzufreundlich empfangen worden.

---

*) gesterbt: heimlich durch Zaubermittel umgebracht.

„Hörst Du, Frau Anna, ich weiß nicht, weshalb Du so oft zu mir kommst und Feuer holst? Ich bin Deines feuerholens gar müde und will Dir keins wieder geben!“

„„Ei, Frau Gevatterin!““ entgegnete mit großen Augen Frau Anna Ehrhard: „warum denn auf einmal so trotzig und protzig? Was hab' ich Dir gethan? Nicht wahr, wenn Dein Mann herüber zu meinem Mann kommt und Korn begehrt, so muß mein Mann ein guter Freund und Gevatter sein?“

„„Wird nicht so gar arg mit dem Korn sein, was mein Mann bei euch holt!““ versetzte Frau Suse Walter geärgert. „Will Dir sagen, warum ich Dein feuerholen nicht leiden mag. Ich habe kein Glück mehr mit meinem Vieh, meine drei Kühe stehen trocken, kann weder Käse noch Butter machen; ich sage Dir, nicht so viel Butter, daß ich meinem Kind ein Breilein schmelzen kann; muß die Butter, so ich in's Haus brauche, droben auf dem Hof zum Hutsberg kaufen.“

„„Nu — und da soll ich doch nicht etwa Schuld daran sein?““ fragte mit einem bösen Blick aus ihren grauen Augen Frau Anna Ehrhard ihre unfreundliche Gevatterin.

„Ich lasse mir kein ja und kein nein abgewinnen!“ erwiederte Frau Suse Walter. „Ich denke nur an meine Ziege, die mir von einer alten Milch-

diebin gesterbt worden ist, und die mich bitterlich reut *), das kannst Du glauben, und es wird der Milchdiebin keinen Segen bringen, das gethan zu haben, und ich will mit keiner etwas zu schaffen haben!“

Damit fuhr Frau Suse aus der Hausflur, in welcher vor der Küche dieses Gespräch statt hatte, in ihre Stube hinein und schmetterte die Thüre hinter sich zu, daß es krachte.

Frau Anna Ehrhard stand ganz verdutzt, sah der Gevatterin mit einem bösen Blick nach, dann wandte sie sich rasch und zornig um und trat mit lautem belfernden schelten ihren Rückweg an: „Ei du arger Nickel! Ei du Schandbalg! Ei daß dich doch gleich das Parle **) anstieße! — Kein Feuer geben, mir! Ei ei ei! Kein Glück beim Vieh! Geschieht dir schon recht, du Trolle! — Ei daß doch deine Kühe trocken stünden bis zum jüngsten Tag, du Teufelsgehängkröt'! — Ei daß du doch am Butterfaß von des Satans, Gott sei bei uns — Großmutter buttern müßtest ewig und drei Tage, du alte Schmeiße! — Wart' ich will dich bemilchdieben du Rabenaas, du schlechtes, unsaubres, stinkendes du! — Daß dich doch Schinder und Schaber holten und auf den Anger in der Föschau führten, wo du hingehörst, du Herrgottsluder!“ —

---

*) mir leid thut.

**) die fallende Sucht, Paralysis.

Bei jedem einzelnen dieser guten Wünsche blieb Frau Anna Ehrhard stehen, hemmte ihren Schritt und sprach ihn mit rückwärts gewandtem Gesicht, grimmiger Gebehrde, und die geballte Faust drohend gegen Walters Haus erhebend, laut und gellend aus.

„Seht doch dorthin, was hat denn die alte Ehrhardin!“ rief die Pfarr-Marei ihren Freundinnen zu, mit denen sie plaudernd stand.

„Ich meint', sie wär' übergeschnappt!“ sagte Frau Lisbeth Dreißigacker, und Katha Böhse schlug ein schallendes Gelächter auf über die wüthenden Gebehrden der Alten, in welches Frau Sibylle Babst laut einstimmte.

In diesem Augenblick erhob sich in Veit Herlichs Hofe ein lautes Geschrei. Die spielenden Knaben waren mit einander uneins geworden, und einander in die Haare gerathen. Andreas Kißner hatte den kleinen Michel Alt einen sehr heftigen Stoß gegeben, daß dieser hingestürzt und auf die Nase gefallen war, welche heftig blutete; Claus Ehrhard fühlte sich berufen, Michels Schützer und Rächer zu werden, und schlug Andreas Kißner tüchtig hinter die Ohren, Andreas wehrte sich und schlug wieder, Thomas Herlich beeilte sich, den verletzten Burgfrieden auf seines Vaters Hofe aufrecht zu erhalten, und stand Kißner bei; beide Knaben fielen über Claus her, zausten ihn und schlugen auf ihn los, bald war die Rauferei allgemein; Frau Herlich

fuhr mit hochgeschwungenem Besen als Friedensstifterin aus dem Hause und unter die streitende Knabenschaar, ihr Mann riß das Fenster auf und gebot Ruhe; Claus stürzte mit Geheul aus dem Hofe, verfolgt von Andreas Kißners lautem Schimpfruf: „Du schwarzes Hündle, das Du bist!“ und alsbald schallte es im Chorus schimpfend und spottend nach: „Schwarzes Hündle! Schwarzes Hündle!“

Claus entdeckte seine Mutter, die so eben am Gehöft vorüberging und flüchtete schreiend in ihren Schutz; sie war just in der rechten Stimmung mit Gott und aller Welt anzubinden, wenn es sein müsse, stellte den Jungen hinter sich, rückte den Knaben im Hofe stracks entgegen, die allzumal die Flucht vor ihr ergriffen, trat mitten in die Einfahrt und schrie hinein: „Was will die nichtsnutze Brut! Ihr Teufelsrangen ihr, was schlagt ihr meinen Jungen? Euch soll das Gewitter leuchten, ihr Lotterbuben!“

Als Veit Herlich die Alte anrücken sah, zog er schnell seinen Kopf zurück und schob das Fenster hastig zu, denn mit dieser anzubinden, hatte er nicht die mindeste Lust — selbst seine Frau senkte den gehobenen Besen, und fand für gut, sich in die sichere Burg ihres Hauses zurückzuziehen — sie ergriff nur noch in Hast mit einem Hand-Ruck ihr Söhnchen Thomas, riß es ins Haus, schlug schnell Ober- und Unterthüre zu, und warf vor beide die starken hölzernen Riegel.

Die Knaben nahmen den naseblutenden Michel in ihre Mitte, und flüchteten wie ein Häuflein junge Hühner vor dem Geier unter die Flügel der Mutterglucke flüchtet, flugs in die offen stehende Scheuer, welche Raum genug zu allen möglichen Verstecken bot. Frau Anna Ehrhard sandte ihnen noch einen Hagel von Verwünschungen nach und führte ihren geschlagenen Liebling nach Hause.

„Na, habt ihr einmal wieder Krieg gehabt, ihr kleinen Teufelsbraten?" fragte Veit Herlich seinen Thomas. Was hat denn der Claus Ehrhard gethan, und warum schimpft ihr denn den Jungen schwarzes Hündle?"

„Er hat den Andreas zuerst geschlagen," berichtete Thomas, weil der den kleinen Michel hingeschmissen hat. Schwarzes Hündle haben wir ihn nur aus Spaß gerufen, weil er uns nächten Abend auf der Weid' erzählt hat, Ehrhards hätten drei schwarze Hündle, das wären drei Teufele, die ihnen Geld brächten!"

„„Gott sei bei uns! Junge! Willst Du Dein Maul halten!"" kreischte Frau Herlich auf, und segnete sich mit drei Kreuzen über Stirn, Mund und Brust. „Wer wird solche gottlose Dinge reden! Du unterstehst Dich nicht, und gehst noch einen Schritt mit dem Claus, das sag' ich Dir, sonst setzt es derbe Risse."

„„Die Mutter hat ganz Recht!"" bestätigte Veit Herlich. „Daß Du nie wieder so etwas sagst und erzählst, Thomaschen. Gleich setze Dich hin, und bete

ein Reimgebetlein aus dem Katechismus, auf daß Dir Gott diese Sünde vergebe."

### 3.

Es dunkelte bereits, und die Stunde kam, in welcher die Bettenhäuser Bauern gewohnt waren, ins Wirthshaus zu gehen. Ein Theil war schon drin, und aus einem Fenster desselben legte der Mitnachbar Hans Röhner sein breites Gesicht, gemächlich in den Abend hinausschauend, als er den Bauer Wendel Alt vorüberwandeln sah, und ihn anrief: „Nun Gevatter Wendel, wo warst Du denn, Du hast ja den Wanderkittel an? Komm doch herein!"

„„Erst muß ich heim, Gevatter!"" gab Wendel Alt zur Antwort. „Bin in Dreißigacker gewesen, beim alten Scharfrichter Wahl, bin die zwei Stunden hin und her in einer gerannt. Weiß nicht ob Du's weißt, Gevatter, was uns zugestoßen ist?"

„„Nichts weiß ich, kein Sterbenswort!"" erwiederte, die wulstigen Braunen hoch ziehend, Hans Röhner.

„Kommt heute Nachmittag mein Jung', mein Michel heim," berichtete nun Alt: „hat Nasenbluten, wird kreideweiß, und fällt mir in die Ohnmacht; wir gießen ihm einen Sturz Wasser übern Kopf, da kommt er wieder zu sich, redet aber verwirrtes Zeug, er müsse heuer noch sterben, faselt was daher von Ehrhards Jun=

gen, der hab's ihm wahrgesagt aus der Hand, und hat sich so schwach und hinfällig, daß ich zu meiner Frau sagte: Weißt Du was? koch' ihm einen tüchtigen Hollerthee, thue ihn ins Bett und laß ihn schwitzen — ich will nach Dreißigacker zum Scharfrichter rennen, und den Meister Wahl um Rath fragen. Das hab' ich denn gethan, hab' ihm auch des Jungen Wasser gezeigt, und da hat Meister Wahl gesagt: Euer Jung' bekommt ein hitzig Fieber; ich will euch ein Gläschen Arzenei mitgeben, da gebt ihm alle Stunden einen Eßlöffel voll, haltet ihn nicht zu warm, sorgt aber, daß er sich nicht verkältet, und wenn er die Arzenei alle genommen hat, die reicht bis morgen Nachmittag, so kommt wieder und sagt mir, wie es um den Kranken steht."

„„Nun so mache, daß Du heim kommst, gieb ihm ein, und komm' dann herüber, einstweilen wünsch' ich gute Besserung!"" rief Hans Röhner, und jener enteilte mit dankenden Worten. Röhner aber machte „hm hm hm" und zog sich wieder in das innere der Stube.

Im Wirthshaus zu Bettenhausen saßen außer Hans Röhner noch Endres Alt, Wendels Bruder, Baltzer Trott, Veit Herlich, Michel Kißner, Lorenz Walter, Hans Babst, Augustin und Michael Dreißigacker, Franz Marschall, Claus Walter, der Pathe des jungen Claus Ehrhard, und Bartholomäus Landgraf, spielten Karte und tranken Bier oder gebranntes Wasser, je nach Be-

lieben, einige davon sahen blos den spielenden zu, oder plauderten vom Stand der Saat und den Aerntehoffnungen, von der Baumblüthe, denn es war zu Anfang des Blüthenmonates, von Maikäfern und Raupen, die sich hie und da in den Fluren und zwar in bedrohlicher Menge zeigten.

Jetzt trat auch der Schultheiß, Lukas Voigt ein, und ihm folgte auf dem Fuße Wendel Alt.

„Nun wie steht's Gevatter? Was macht der Jung'?" rief letzterem gleich Hans Röhner entgegen.

„Nicht zum besten! Er liegt im Fieber und schwätzt wunderliches Zeug durch einander, mag's gar nicht sagen!" antwortete Alt mit bekümmerter Miene.

„„Was ist's? Wie so? Du hast einen Patienten?"" wurden viele theilnehmende Fragen laut, und Wendel sah sich veranlaßt, des weiteren von seines Söhnchens Krankheit, und wie sie heute so plötzlich ihren Anfang genommen, zu erzählen, wobei er seinen Gang nach Dreißigacker zu dem im ganzen Henneberger Lande und über dessen Grenzen hinaus weit und breit berühmten Scharfrichter Meister Wahl natürlich nicht verschwieg.

„Was macht Meister Wahl?" fragte der Schultheiß.

„So viel ich gesehen, ganz gut, der Mann hat immer zu thun," gab Wendel Alt zur Antwort. „Er schmolz gerade Pech und Schwefel durcheinander, zum Anzünden des Scheiterhaufens für die zwei Queienfel-

der Hexen, Katharine und Susanne Förschin, die ehestens, in nächster Woche, den eilften dieses, verbrannt werden sollen."

Das Jahr, in welchem diese Geschichte sich ereignete, war 1611.

„Wart einmal Gevatter!" rief Röhner und begann an den Fingern zu rechnen: „den eilfen, das das wäre ja gerade am nächsten Samstag, verwundert mich, schadet aber nichts, da haben wir Zeit und ist Markttag in der Stadt, da gehen wir auch hinein und sehen den Hexentanz an. Wenn's nur nicht hier in unserm Dorfe auch einschlägt, das Hexengewitter!"

„„Es gäb hier traun auch zu brennen!"" warf Veit Herlich hin. „Ja wohl, man munkelt allerlei, daß einem ganz grauselig wird," fügte Baltzer Trott hinzu. „Mein Knecht, der Hans, hat uns gestern Abend nach dem Essen Wunderdinge erzählt, die er von der Weide mit heim gebracht."

„Weißst Du die Geschichte vom Kornseil unsers Nachbars Carl Ehrhard?" flüsterte Hans Röhner dem Wendel Alt halblaut ins Ohr.

„Was ists damit, ich weiß von keinem Kornseil!" erwiederte Wendel. „Mir hat's des Pfarrers Marei für wiß und wahrhaftig erzählt, weiß nicht, von wem die es vernommen," berichtete Hans Röhner.

„Selbes Mensch ist ein wahrer Dorfkalender, möcht' ihr keine Rede nacherzählen!“ entgegnete Wendel.

„Willst Du's nicht glauben, so läugne es, meinetwegen!“ versetzte Hans mit einem im Henneberger Lande gäng und geben Sprüchwort, welches lautet: Wann D's net gläben willst so g'läckers, und wandte sich ab, indeß zog sich der einmal angesponnene Faden der Unterhaltung in die Länge fort, was einer nicht wußte, das wußte der andere und der Schulze Lukas Voigt lüftete mehr als einmal verlegen seinen Bartel, vernahm sein blaues Wunder, und war ihm gar nicht einerlei was er vernahm, hielt vielmehr für Pflicht und Schuldigkeit, einzuschreiten mit obrigkeitlicher Gewalt und das seine zu thun, daß das Krebsgeschwür der Hexerei nicht auch sein Dorf ergreife und um sich fresse.

Als am 11. Mai 1611 auf dem untern Rasen dicht am Werrafluß nahe bei der Stadt Meiningen die Scheiterhaufen dampften und verkohlend in sich zusammenstürzten, auf denen die alte und die junge Förschin, Mutter und Tochter aus dem Dorfe Queienfeld ohnweit der Stadt Römhild zu Asche gebrannt waren, und ein stinkender Qualm sich an die nahen Bergabhänge lagerte, den die neue Zeit an Vogelschießenfesten, die auf demselben Rasen statt finden, ungleich besser durch den Qualm zahlreicher Bratwurstroste ersetzt — gingen

viele der Dorfbewohner von Dreißigacker und Bettenhausen, die gleichen Weg hatten, ergriffen heim, und ward manche Rede laut. Darin stimmten alle überein, daß wer einmal ein Hexenbrennen mit angesehen, in seinem Leben kein zweites sehen wollte. Das sagte die Pfarr-Marei, die sich Urlaub zu dieser Lustbarkeit erbeten und auch ihr Schatz, Hans Böhse, mit dem sie Arm in Arm sich führte. Käthe Böhse war auch dabei; dieser war übel geworden und sie sah bleich aus, wie ein Schatten. Sie verwünschte tausendmal den heutigen Gang und sagte: „Ich trage gewiß was davon, ich krieg' ein hitzig Fieber wie der arme Jung, der Alt's Michel, der noch immer auf den Tod liegt, obschon der neunte Tag gestern vorüber war. Und wer weiß ob er nicht darauf geht, er hat sich gar zu sehr verschrocken, wie der Ehrhards Jung' ihm gewahrsagt hat, daß er heuer noch sterben müsse. Gebt acht er stirbt. Sollte man einen solchen Wahrsagerjungen nicht mit dem Staupbesen aushauen?"

„„Das ist wohl der Patient"" fragte Martin Rösner von Dreißigacker, „bei dem gestern der Meister Wahl gewesen ist? Ich hab' ihn vorbei laufen sehen. Es ist halt doch gar ein guter Doctor."

„„Freilich wohl!"" bestätigten die Bettenhäuser. „Er hat dem Wendel Alt auch Hoffnung gegeben von wegen des Jungen, wenn nur erst seine Phantasieen sich legten. Immer hat er's von Ehrhards drei schwar-

zen Teufelshündlein; die machen ihm allewege bei Nacht und Tag viel zu schaffen."

„Es ist eitel Narrethei damit," gab Claus Walter, der auch mit bei den nach Hause gehenden war, in das Gespräch: „mein Gevatter Curt Ehrhard hat gar keinen Hund, geschweige drei, der liebe Gott mag wissen, wer zuerst eine so alberne Fratzenmär unter die Leute gebracht hat, daß das ganze Dorf voll davon ist!"

„„So? Ei da ist's mit dem Kornseil wohl auch eine Fratzenmär? Es ist ganz schön von Dir, Claus Walter, daß Du Deinen Gevatter weiß brennen willst!"" riefen mehrere.

„Kornseil! Unsinn!" versetzte Claus Walter. „Wer glaubt an solche Narrenspossen?" —

„„Nimm Dich in Acht, Claus, spiele nicht den Freigeist!"" warnte Bartholomäus Landgraf, der auch mitging. „Ich bin so gut wie Du, ein guter Freund zum Curt Ehrhard — möcht' aber doch nicht in seiner Haut stecken — es ist die Sach' ganz gewiß nicht ohne, und mit seiner Frau, wie mit seinem Bruder Cunz hat es ein Aber."

„„Es ist eine böse Zeit!" seufzte Claus Walter. Man darf kein Wort sagen, zur ärgsten Dummheit muß man stille schweigen. Wer nicht mit in das große Horn der Unsinnigkeit stößt, muß gleich ein Ketzer sein."" —

Auf diese Rede, die vielen schon höchst vermessen klang, erfolgte allseits ein tiefes schweigen, die Berg-

höhe, zu der sich der steile Felsenpfad nach dem Dorfe Dreißigacker emporschlängelte, war erstiegen, das Dorf erreicht, und die Bettenhäuser, indem sie dasselbe durchschritten, trennten sich von ihren Begleitern; sie hatten nun noch eine weite Strecke über ein einsames, aber aussichtreiches Plateau zu wandern, bis zum rothen Hauk, der sich jäh ins Thal der Herpf niedersenkt, in dem ihr rings ummauertes Dorf lag. Beim Kreuze, einer öden Wegstelle, wo ein steinernes Kreuz, zum Andenken einer geschehenen Mordthat, ein unheimliches Erinnerungszeichen stand, begegnete den heimkehrenden Curt Ehrhards Knecht, Heinrich Pochert; der junge Mensch sah ganz verstört aus.

„Nun, wohinaus noch so spät?“ riefen ihn die Bekannten an.

„Ach ich soll einen Gang thun für unsern Nachbar Wendel Alt, der kleine Michel wird immer kränker, ich soll nach Dreißigacker zum Meister, und ich habe heute Feierabend bekommen — o lieber Gott! Der Schulze hat meinen Herrn, die Frau und den Jungen fest nehmen lassen, und daß ihr's nur wißt, morgen kommt das Centgericht heraus, und da muß das halbe Dorf ins Verhör. Der Bote mit der Ladung geht schon von Haus zu Haus, wer sich nicht stellt, soll hart gebüßt werden.“

Diese Nachricht erregte panischen Schreck.

„Gebt Acht!“ fuhr Heinrich fort: „Der Schulze Voigt ruht nicht, bis er ein Paar von euch auf den Scheiterhaufen gebracht hat, denn das wird jetzt neue Mode, daß die Leute Hexer und Hexen sein sollen. Ich gehe meiner Wege, ich gehe, wo ich her gekommen bin.“

„„Du darfst nicht gehen, Heinrich!““ entgegnete Claus Walter.

„Wenn es so ist, wie Du sagst, mußt Du erst recht als ein treuer Knecht Deines Herrn Wirthschaft versehen. Soll denn das Haus leer stehen? Willst Du Deine Pferde ohne Futter und ohne Tränke lassen? Und kannst Du nicht ein gutes Zeugniß geben?“

Auch die andern redeten zu, und Heinrich versprach, abzuwarten, wie sich's wenden werde, und so bald als möglich zurückzukehren.

Lebhafter wurde Hin- und Herrede, jede Vermuthung wurde erschöpft, und die Frage weitläuftig abgehandelt, ob die alte Anna Ehrhard wohl wirklich eine Hexe sei? Man wettete förmlich gegenseitig, ob sie brennen werde, oder nicht. Vielleicht könne sie dann mit den fünf Hexen aus Walldorf, die alle schon in Meiningen säßen und im nächsten Monate daran kommen würden, zugleich daran kommen, war die Meinung der Mehrzahl.

## 4.

In der Oberstube des Schultheißen Lukas Voigt zu Bettenhausen saßen mit wichtigen Amtsmienen die General-Centrichter und Amts-Keller Nicolaus und Wolfgang Siebenfreud, die Centschöffen Valentin Ziegler und Michael Schott, nebst dem Registrator Herbertus Schulz, der die Stelle des protocollführenden Secretärs vertrat, um die Zeugenverhöre vorzunehmen und auch die der Hexerei bezüchtigte und eingezogene Familie Ehrhard in der Güte zu befragen.

Der Schulze hatte nach Hörensagen in bunter Reihe die Namen derer aufgezeichnet, aus deren Aeußerungen irgend eine Mitwissenschaft der verfänglichen Sache und Sage, die im Dorfe von Munde zu Munde lief — erhalten. Zuerst erschien Hans Röhner, und sagte aus, er habe von der Pfarr-Marei es gehört, daß Curt Ehrhard ein Seil habe, und wenn er damit läute, oder daran ziehe, so gebe es Korn. Weiter sei ihm nichts bewußt.

Röhner trat ab und Veit Herlichs Hausfrau wurde in die Gerichtsstube gewiesen. Sie erzählte den Streit der Knaben auf ihrem Hofe, und daß diese den kleinen Claus Ehrhard ein „schwarzes Hündle" geschimpft. Ihr Mann habe ihren kleinen Thomas gefragt, warum sie jenen also schimpften, und der habe erwiedert, daß der kleine Ehrhard auf der Weide von drei Hündlein

erzählt, welches drei Teufelein, und daß Ehrhards ein Kornseil hätten.

Jetzt wurde der kleine Andres Kißner befragt und erzählte ganz dasselbe. Er gestand ein, den Claus zuerst „Schwarz Hündle“ geschimpft zu haben und wiederholte die Erzählung seines Spielkameraden Claus auf der Unterbirke. Als der Knabe abgetreten war, wurde Frau Suse Walter eingeführt und bevor sie befragt wurde, vereidigt. Frau Suse erzählte, daß sie der alten Anna Ehrhardin das häufige feuerholen bei ihr untersagt, und daß sie jene im Verdacht habe, ihren Kühen die Milch genommen zu haben.

Es folgte die Hausfrau des Bauers Hans Babst, welche gegen die Pfarr-Marei, die Frau Lisbeth Dreißigacker und die Jungfer Katha Böhse geäußert hatte, daß sie etwas verdächtiges in Ehrhards Hause gehört habe. Sie solle jetzt sagen, was das gewesen.

Frau Sibylle Babst erzählte: „Unser Haus steht zu allernächst an Curt Ehrhards Haus; es ist noch gar nicht lange her, so war drüben zur Nacht ein großes Wesen, und ich hörte Ehrhards Stimme, welche rief: Nun, nun, nun! umher! umher! Nachher kam ich vor ein Paar Tagen in Görg Eirichs Haus, da berichtete mir Tiene, Görgs Frau, daß Ehrhards Junge auf der Weide von drei Teufeln erzählt habe, die sie im Hause hätten, da sagte ich: ei der Teufel! das ist am Ende der Lärm gewesen — als die Hunde sich losgerissen

und als ich drüben den Spektakel vernommen habe. So weiß ich auch und glaub' es steif und fest, daß nur die alte Anna meine Kuh versprochen hat, die keine Milch mehr giebt.' — Eifrig protokollirte der Registrator Henrikus Schulz eine dieser unzusammenhängenden, dürftigen Aussagen nach der andern. Jetzt erschien der lange Bauer Michael Dreißigacker; auch er hatte über Anna Ehrhard nachtheilig gesprochen, und der Schulze hatte ihn zur Vernehmung berufen lassen. Michael erzählte: „Es ist noch nicht lange her, da hab' ich Streit gehabt mit Ehrhards alter Frau, und hab' zu ihr gesagt: Anna, wenn mir etwas böses widerfährt, will's ich's niemand bezüchten, als Dich! Sie hat aber darauf sich nicht verantwortet, so schlimm auch sonst ihr Maul ist. Später kam sie, und wollte mir eine junge Ziege abkaufen, ich aber wollte nichts mit ihr zu thun haben, und sagte: die Ziege ist mir nicht feil. Am andern Tage war meiner alten Ziege ein Stück Ohr abgeschnitten, und bekam selbige einen großen Knoten, wurde auch, mit Ehren zu vermelden, voller Ungeziefer, und es währte gar nicht lange, so krepirte mir die alte Ziege und hinterdrein auch die junge. Ich traue dem Curt Ehrhard und seiner Vettel von Weibe nichts gutes zu, und fürchte mich vor beiden."

Nach diesen Verhören meist älterer Personen wurden die jungen Bursche vernommen. Zuerst Valtin Hofmann, Franz Marschalls Pferdeknecht, 17 Jahre

alt und aus Wohlmuthhausen gebürtig. Er erzählte genau die Geschichte von den drei Hunden, wie er sie aus dem Munde des kleinen Claus selbst vernommen, und fügte nur noch hinzu, daß er gehört habe, die Ehrhards hätten einmal eins der Hündlein mit auf die Geba an Acker genommen, das sei ihnen entlaufen, Curt Ehrhard aber habe es mit einem Heuseil wieder gefangen.

Hierauf kam Balthasar Ulrich, Pferdeknecht beim Bauer Molter, 17 bis 18 Jahre alt, aus Gerthausen, an die Reihe. Er bestätigte in allem die Aussage seines Vorgängers, fügte aber hinzu, der auf der Geba wieder eingefangene Hund sei von Ehrhard auf dem Boden mit einem Seil angebunden worden, habe dieses zerrissen und mit einer Kette angebunden werden müssen, darüber sei zur Nacht ein großer Lärm in Ehrhards Hause entstanden. Dann wollte Balthasar Ulrich gehört haben, von wem? wisse er nicht mehr, daß die alte Anna Ehrhard in einer Nacht, als der eine Hund so gar häßlich gethan, ihm Brod vorgeworfen, darauf habe Curt Ehrhard ihr geflucht, daß sie dem Hunde Brot gebe.

Heinrich Pochert, der junge erst sechzehnjährige Knecht Ehrhards, welcher ebenfalls vernommen wurde, sagte aus, es sei von allem nichts wahr, als daß der kleine Junge seines Brodherrn auf der Unterbirke die Geschichte von dem Kornseil und den drei Hunden er-

zählt; es wären aber solche Hunde gar nicht vorhanden; was den nächtlichen Lärm im Hause beträfe, so wäre nicht selten, daß die Pferde sich schlügen, und daß es dabei natürlich am Lärm, an Stampfen, Wiehern, Schlägen und Zurufen nicht abgehe. Er wisse nichts von Hunden, nichts von blauen Ochsen und nichts vom Kornseile.

Hans Gering von Oberweid, Baltzer Trott's Knecht, 17 Jahr alt, wiederholte die bekannte Erzählung des kleinen Claus; erwähnte auch des in derselben vorgekommenen redenden Ochsen, so wie des Kornseils, doch wisse er außerdem nichts.

Jetzt erschien Frau Lisbeth Dreißigacker, die damals gegen die Pfarr-Marei, gegen Frau Babst und gegen Katha Böhse sich über Curt Ehrhards Bruder Cunz geäußert, und gab, was sie damals gesagt, unverändert zu Protocoll. Daß Curt den Bruder heimlich besuche, daß er ihm einen Pflugring gebracht, und daß ihr Mann gar oft gesagt, es sei nicht möglich und könne nicht sein, daß so viel Getreide, als Ehrhard weggebe, auf seinen Aeckern wachse. Dem fügte Frau Lisbeth noch hinzu: Noch gar nicht lange kam die alte Anna Ehrhardin zu uns und klagte, unser Vetter, der große Michel Dreißigacker habe sie eine öffentliche Milchdiebin gescholten, und gesagt, sie habe seiner Ziege einen Knoten voller salva venia 'Läus' gemacht — was sie nun thun solle? Ob sie das leiden solle? Ihren

Mann dürfe sie es gar nicht sagen, sonst gäbe es ein Unglück. Darauf sprach mein Mann zu der Alten: Ich weiß nicht, was Ihr thun sollt; thut was Ihr wollt! Ich sagte, ich meinestheils würde das nicht leiden und lieber den Rock am Leibe daran hängen, wenn ich mich unschuldig wüßte — die Alte hat aber nicht geklagt, und sich nicht getraut zu klagen. Auch habe ich noch gehört, und zwar von Curt Ehrhards eigener Schwester Kätterlein, daß er Wendel Böhmens Wittwe eine Hemmkette gestohlen und sie unter einen Korb voll Hutzeln nach Suhla getragen und dort als altes Eisen verkauft habe.

Weiter erschien, nach dem Abtreten der Frau Lisbeth Dreißigacker der Bauer und Mitnachbar Wendel Alt, und berichtete, daß der kleine Claus Ehrhard seinen kleinen Michel auf der Unterbirke in die Hand gesehen, und ihm prophezeiht, daß er noch in diesem Jahre sterben werde, darauf sei gleich am andern Tage sein Michele todsterbenskrank geworden, sei zwar Gott sei Lob, nicht gestorben, aber liege noch am Tode, und stehe der Ausgang in Gottes Hand. Und habe der Claus auf offener Weidetrifft erzählt, daß ihm sein Vater solche heidnische Wahrsagerei gelehrt habe, die ein Gräuel vor Gott und Menschen. Daher könne ihm, dem Vater, wohl nicht verargt werden, wenn er böse Gedanken hege gegen Curt Ehrhard, zumal schon dessen Mutter im großen Verdacht der Zauberei gewesen,

seine Frau die alte Anna, noch damit belastet sei, und sein ausgetretener Bruder Cunz, aus keiner andern Ursache ausgetreten und landflüchtig geworden.

Aus diesem seltsamen Chaos von Aussagen, denen noch immer einige hinzugefügt wurden, war es schwer, ein rechtsgültiges Urtheil zu schöpfen und zu gewinnen, und die Beisassen des kleinen Gerichtshofs blickten sich ziemlich rathlos einander an. Zuletzt lief alles auf den ganz alltäglichen Glauben an Viehbezauberung, vielleicht etwas Ackerdiebstahl und auf die Erzählung eines überspannten Knaben hinaus, dessen unbedeutende Person jetzt plötzlich durch seinen Uebermuth oder fein verborgene Aufschneiderei zum Mittelpunkt eines Hexenprocesses wurde; denn seine Erzählung hatte ja doch den eigentlichen Hauptimpuls zu dieser ganzen Angelegenheit gegeben, und es schien nun an der Zeit, ihn selbst zu vernehmen.

So trat denn der zehnjährige Knabe ein, ziemlich befangen, zagend, eingeschüchtert durch so manches harte Wort, das er indeß vernommen, denn schrecklich war des Knechts Vorhersagung theilweise schon in Erfüllung gegangen. Er solle nun alles aufrichtig sagen, was er den Knaben und Burschen auf der Weide erzählt.

Da begann Claus: „Es ist wahr, ich habe erzählt, wir hätten drei Hunde, die wären anfangs im Stadel im Barrn angebunden gewesen, hernach hätte mein Vater sie in die Bodenkammer geführt und an

Seile gebunden, die Seile hätten sie zerrissen, und hätten fortlaufen wollen, mein Vater hätte sie aber wieder gefangen und mit Ketten angebunden, wären aber dennoch wieder ledig worden und des Nachts zu meinem Vater auf das Bette gekommen, von dem sie aber mein Vater mit einem hinter dem Bette stehenden Prügel weggejagt. Mit dem Ochsen ist es so, wie berichtet und mir vorgelesen worden. Er habe, etwa zwei Mal in der Woche Geld gebracht, und zwar am Mittwoch und am Freitag, aber immer nur kleines Geld. Die Hunde hätten Kittel, Spanier und Wacker geheißen; sie haben nichts gefressen und wären unter der Hand weggekommen, niemand wisse wohin? Der Hund, so Wacker hieß, wäre mein gewesen, er hätte mir auch Geld gebracht, doch im Ganzen nicht über vier Gnacken und die hab' ich meinem Vater geben müssen."

„Mit dem Kornseil, ja, das hing auf unserm Boden, es fiel aber niemals mehr als eine halbe Metze Korn herunter, wenn daran geläutet wurde. Es war ein altes Seil mit vielen Knoten, die Mutter hat später ein Kälbchen daran aufgebunden und hernachmals es zum Holzseil genommen."

Warum er das alles so erzählt habe, als wenn die Hunde und das Seil noch da wären? wurde Claus gefragt.

„Das wüßt' ich nicht, gethan zu haben; ich weiß nicht anders, als ich habe erzählt, daß es also gewe-

sen sei." — Ob es wirklich sich so verhalten habe und wie ihm sein Vater das Wahrsagen aus der Hand gelehrt?

„Gott bewahre, ich habe den Jungens auf der Weide nur was weiß machen wollen, und mein Vater hat mir nichts gelehrt, es war nur mein Spaß und ich wollte den kleinen Michel nur vor'n Narren halten."

„Ei da möcht' man selbst zum Narren werden!" rief der General=Centrichter Nicolaus Siebenfreud und schlug auf den Tisch, daß Tintenfaß und Streusandbüchse vor Schrecken hoch in die Höhe hüpften.

„Für heute ist das Verhör] geschlossen!" sprach der zweite General=Centrichter und Amts=Keller Wolfgang Siebenfreud und erhob sich ächzend vom Stuhle. Der kleine Claus wurde abgeführt.

## 5.

„Ist das nicht um toll zu werden?" fragte Nicolaus Siebenfreud seinen Bruder und die Beisitzer. „Sind wir nun klug aus der Geschichte, oder geht es uns wie den Ochsen am Berge? Die beiden Alten haben alles geläugnet, haben gesagt, ihr Junge sei ein nichtsnutzer Windbeutel und Lügensack, der immer allerlei verruchte Märlein ausspintisire, und mir scheint, daß sie ganz Recht haben!"

„Was meinen die Herren, was für ein Urtheil da zu fällen ist?"

„„Meo voto““, hub der erste Centschöffe Valentin Ziegler an, ein gar verständiger Mann, „so sage ich dieses: Wozu bestehet in Jena der Kurfürstlich sächsische Schöppenstuhl mit seinen hochgelahrten Doctoribus? Dazu, daß er, benamseter hoher Schöppenstuhl, das rechte finde und judicire. Wäre daher dorthin Bericht von der ganzen Sache sammt Actis zu senden, und bis Antwort angelanget, diese ganze Angelegenheit ruhen zu lassen, die eingezogenen Maleficanten aber einstweilen in leidlichen Gewahrsam zu behalten, wasmaßen wir ohnehin alle Hände voll in Meiningen zu thun haben, mit dem Hexengeschmeis so schon länger sitzet, als da sind die fünf bösen Weiberleut von Walldorf und die alte Barchfelderin, Barbara, Görgen Wölferling's Weib, die vorneweg torquiret, condemniret und justificiret werden müssen. Dixi!“

„„Meo voto““ — nahm nun der zweite Centschöffe, Michael Schott, das Wort: „so stimme ich dem Votum meines hochverehrten Herrn Collegen und Freundes vollkommen und bis auf das Jota bei.“

Und so ward, da auch die General-Centrichter diesen Weg für den allerbequemsten erkannten, beschlossen, genauen Bericht zu erstatten und diesen nebst allen Acten und Protocollen, deren jedoch sehr wenige waren, zum Spruch an den berühmten Schöppenstuhl zu Jena einzusenden.

Ehe noch behufs der Absendung die Reinschrift der Protocolle vollendet war, spielte die alte Anna Ehrhard dem Gericht einen argen Possen; sie starb unversehens, wahrscheinlich „geängstigt vom Bilde der Qualen", wie Schiller so sehr schön sagt, die ihrer harrten, und es war durchaus kein Bekenntniß von ihr zu erlangen. Ihr gefangener Mann trug den Verlust mit männlicher Ruhe, doch erbat er sich als eine Gnade, daß einige Freunde zu ihm gelassen würden, ihn zu trösten, auch wolle er Anordnungen über sein Hauswesen treffen, und es kamen Claus Walter sein Gevatter und Balthasar Landgraf, um mit ihm zu reden. Dem erstern sagte Curt Ehrhard, er möge sich, wenn es mit ihm schief gehe, des Knaben, seines Pathen annehmen, obschon dieser keine Fürsorge der väterlichen Liebe um ihn verdiene; er hoffe zu Gott, man werde den Unverstand eines zehnjährigen Kindes ansehen, auf dessen Zeugniß kein Gewicht legen und ihn nicht richten.

Für Balthasar Landgraf hatte Curt Ehrhard einen andern Auftrag. „Wenn schon Gott dem allmächtigen meine Schuldlosigkeit bekannt ist", sagte er, „so will ich doch noch nach einem Mittel streben, sie desto mehr zu beweisen. Thue mir daher die Liebe und gehe nach Eckweisbach zum weisen Mann, gieb ihm dieses Geld und bitte ihn, in den Crystall zu schauen, ob ich ein Milchdieb sei oder keiner. Sag' ihm auch, er soll seiner Kunst gebrauchen so viel als möglich, daß ich los=

komme aus der Haft, denn mir ist bange vor der Marter, und ich will das heilige Abendmahl darauf nehmen, daß mein armes Weib an der Angst gestorben und dahin gefahren ist in ihren Sünden."

Balthasar Landgraf war ein getreuer Freund; er zog von dannen den weiten Weg, über Helmershausen nach Wohlmuthhausen und dann nach Erbenhausen, in's Rhöngebirg, über Hilters und Harbach und bis Eckweisbach zum weisen Manne, und richtete seine Botschaft aus.

Der weise Mann strich zu allernächst das Geld ein, ging in seine Kammer, um in seinen vorgeblichen Crystall zu sehen, als welcher genau die Form eines Schnapsglases hatte, trank einen derben Schlurf oder zwei gebrannten Wassers, kam dann wieder und sprach ganz inspirirt: „Gehe heim als ein guter Bote! Es wird sich alles wohl schicken. Curt Ehrhard ist kein Milchdieb und Meister Wahl zu Dreißigacker bekommt ihn nicht unter die Hände; dagegen werde ich ganz sicher mein Bestes thun."

Ehrhard's Bote ging getröstet heim, erzählte die frohe Mär jedem der sie wissen wollte, so daß sie sehr bald auch dem Schulzen Lucas Voigt zu Ohren kam, der alsbald den guten Balthasar Landgraf zu sich entbieten ließ, ihn gehörig ausschalt, daß er sich zu solchen Gängen habe brauchen lassen und ihn alles auf das genaueste abfragte. Sobald der Schulze seinen

Bericht an das General-Centgericht erstattet hatte, wurde Curt noch einmal verhört und ihm diese Sendung vorgehalten. Er läugnete sie nicht, und so wurde im Bericht über ihn an den Schöppenstuhl auch dieses Indicium, daß der Gefangene nicht frei sei von anrüchiger Genossenschaft und Teufelskünsten, mit aufgenommen und ein erschwerend Gewicht darauf gelegt. —

Neugierig saßen die Herren des Centgerichts in ihrem Sitzungssaale; vor ihnen lag gehörig gesiegelt und gefaltet das Schreiben des Schöppenstuhles mit der Aufschrift:

**Dem Erbaren vnnd Namhafften Niclas Siebenfreudt, Chur- vnnd Frstl. General-Centrichter vnnd Ambts-Kellern zu Meinungen, Vnsern gutem Freunde.**

Ehe noch Nicolaus Siebenfreud das Oblatensiegel dieses wichtigen Schreibens, darstellend eine Justitia in sehr schwankender Körperhaltung, in der linken eine schwankende Wage und in der rechten ein schräg geneigtes Scepter tragend, so daß eigentlich so recht alles schief an diesem symbolischen Siegelbilde erschien, regelrecht eröffnet, beeilte er sich, es über der Aufschrift zu bezeichnen: präsent. den 27. May 1611, und war diese Vorsicht eine sehr heilsame, denn innen auf dem ganz vollgeschriebenen Briefbogen stand nirgend ein Datum, es glich vielmehr die gefällte Sentenz jenen fliegenden

Blättlein, welche die Bezeichnung haben: gedruckt in diesem Jahr.

Centrichter und Schöffen sammt den Registratoren Hieronymus Ströhlein, Moritz Steuerlein und Herbertus Schulz waren höchst gespannt auf das Urtheil und die Verfügung des hochweisen Schöppenstuhls; Nicolaus Siebenfreud klemmte sich die Brille auf die Nase und las vor wie folgt; Nota bene, wie folgt ohne die alte Rechtschreibung und ohne die überflüssigen Canzleischnörkel des ersten Viertels vom siebenzehnten Jahrhundert:

„Unsere freundliche Dienste zuvor. Ehrbarer namhafter guter Freund, als ihr uns berichtet, wie der Schultes zu Bettenhausen einen Mann mit Namen Curt Ehrhard in gefängliche Verhafftung nehmen lassen, sintemal derselbe nicht allein etliche Jahr her in großem Verdacht Zauberei halben gehalten worden, als wann er und sein Weib den Nachbarn ihrem Viehe vielfältigen Schaden zufügten und sie (nämlich die Nachbarn) weder Butter noch Käs machen könnten, auch das Vieh wohl gar sterbeten, sondern sich auch solcher Verdacht dahero sehr stark vermehret, daß sein, Curt Ehrhard's Büblein von zehn Jahren viel und zum ofternmal gegen andere seiner Gesellen oder Roßjungen an der Weide und sonsten hören und vernehmen lassen, sein Vater hätte drei schwarze Hunde angebunden, dieselben wie auch ein Ochs brächten ihme die Wochen über ein- oder zweimal Geld; hätte auch ein Seil angebunden,

wenn sein Vater, Mutter oder er daran zucke, so bekämen sie bei einer halben Metzen Korn, und trieben es des Tages einmal oder vier *) an, inmaßen aus abgehörter uns zugesandter Zeugenaussage nach der Länge zu vernehmen. Ob nun wohl ihme, Ehrharden, der Zeugen Aussage unter der gefänglichen Verhafft vorgehalten, daneben stark erinnert worden, die Wahrheit zu sagen und zu bekennen, so hätte er doch alles widersprochen, außer des letzten Zeugen Bartholomäus Landgrafens Aussage, so er gestanden, als daß er ihm unter währender Verhafftung mit 1 Gulden nach Eckweisbach zum weißen Mann geschicket und denselben bitten lassen, in der Crystallen danach zu sehen, ob er ein Milchdieb sei, ferner alles zu gebrauchen, damit er davon käme. Auch daß sein Bruder, Cunz Ehrhard, vor acht Jahren, als dessen Weib Hexerei halber eingezogen worden, Zauberei wegen in die Flucht gerathen und noch darinnen, und ihm, Ehrharden, seinem Bruder unter solcher Flucht gelehret, er solle einen Pflugringken über's Korn hängen, so würde er Korn genug kriegen — als habt ihr, ob er nicht mit scharfer Frage zu gründlicher Erforschung der Wahrheit anzugreifen, unsere Rechtsbelehrung erbeten. Demnach sprechen wir vor Recht: aus der Zeugen Aussage und eurem Be-

---

*) alte Redeform, die heutiges Tages lauten würde „ein maler vier" (etwa viermal).

richt allenthalben ist so viel zu befinden, daß mehrgedachter Curt Ehrhard aus denen wider ihn streitenden Vermuthungen mit der Peinlichkeit billig, jedoch ziemlichermaßen anzugreifen, auf die verneinten Punkte eigentlich zu fragen und seine Aussage mit Fleiß aufzuschreiben. Ergehet alsdann auf seine Urgicht der Strafe halben oder sonsten was recht ist, von Rechtswegen. Urkundlichen mit unserem Insiegel besiegelt

Verordnete Dechant und andere Doctores
des Schöppenstuhls zu Jena."

„Wohl zu merken", nahm Wolfgang Siebenfreud das Wort: „billig, jedoch ziemlichermaßen! Darin scheint mir eine Doppelsinnigkeit zu liegen. Sollte nicht der Schreiber das Wörtlein wie vergessen haben, und zu lesen sein: wie billig, ziemlichermaßen, das heißt gehörig und tüchtig?"

„Ich vermeine" — sprach dagegen Nicolaus Siebenfreud: „es wolle und solle dieses letztere Wort nicht ausdrücken stark und tüchtig, sondern das erstere Wort billig nur erläutern, also so billig, wie sich ziemt."

„Wie ziemet es sich denn aber anders als mit aller Stärke bei einem so verstockten Läugner seiner Unthaten?" warf der Centschöffe Michael Schott die Frage auf, und nachdem man sich eine ziemliche Weile über die Deutung dieses Passus herumgestritten, kam man dahin überein, dem Meister Wahl, als einen verständigen seines Gewerbes, es zu überlassen, in welcher

Weise er aus dem verstockten Gefangenen die reine Wahrheit und ein aufrichtiges Bekenntniß herausbringen könne.

Meister Wahl zu Dreißigacker war ein prächtiger Mann; den kleinen Michel Alt hatte er glücklich wieder hergestellt, der Junge starb nicht, so wurde des kleinen Claus Ehrhard Wahrsagekunst zu schanden; denn da sie nicht eingetroffen war, auch nicht wahrscheinlich war, daß sie eintreffe, so konnte der Knabe auch nicht als Wahrsager gestraft werden, sondern höchstens als Lugsager.

Zum alten Ehrhard sagte Meister Wahl, indem er ihn die Sammlung seiner Instrumente zeigte, die Stricke, die Haarseile, die Kloben, die Tulpe, die Leiter, die Weife, den gespickten Hasen, den Brennkolben, die spanischen Waden und sonstiges: „Siehst Du Curt, mit all' diesem Zeug muß ich Dich martern, wenn Du nicht ganz freiwillig ein offenes und ehrliches Bekenntniß ablegst, und das sollte mir leid thun, denn ich habe keine Freude daran, daß ich die Menschen martern muß.“

„Komm gieb mir einmal Deinen Finger!“

Kaum hatte Meister Wahl den Finger Curts in seiner Hand, so hielt er ihn eisenfest, legte eine Daumschraube daran, und in diesem Augenblick that Curt einen überlauten Schrei.

„Schmeckst Du was?“ fragte Meister Wahl, indem er die Daumschraube wieder losließ, mit Lächeln: „Ja siehe, mein guter Curt, das ist nur der Vorschmack; schau einmal diese Birne an, die schmeckt noch besser und hilft gegen das Schreien, denn ich stopfe sie Dir ins Maul.“ Dabei zeigte Meister Wahl dem Gefangenen das schreckliche eiserne Instrument in Birnform und ließ es vor Curts Augen federnd aus einander springen, so daß schon beim Gedanken, daß die Gewalt dieser Federn in seinem Munde sich ausdehnen würde, könnte und sollte, Curt den Angstschweiß auf die Stirn trieb.

„Sei kein Narr Curt, und gestehe! Was willst Du Dich erst lange martern lassen? In der Marter gestehst Du doch, und hast nicht mehr davon als so, außer den entsetzlichsten Schmerzen!“ ermahnte Meister Wahl liebreich seinen Gefangenen.

„Aber was soll ich denn gestehen? Ich habe ja bei Gott im Himmel nichts verbrochen; das bischen Sympathie mit dem Pflugring kann doch nicht so ein himmelschreiendes Verbrechen sein? Man kurirt ja auch Krankheiten mit der Sympathie!“ rief Curt klagend aus.

„Was geht das mich an, Curt?“ fragte Meister Wahl. „Mach' es kurz, Du weißt, meine Zeit ist edel. Laß mich dem Herrn sagen, Du wollest ein reumüthiges freiwilliges Geständniß ablegen, und da gestehest Du, was sie Dich fragen, hörst Du? oder aber

— komm her, versuch' einmal Curt, wie diese Birne schmeckt!"

„„Laß mich! um Gotteswillen laß mich! Ich will alles gestehen!"" schrie Curt.

„Ich wußt' es gleich, daß Du ein vernünftiger Mann bist," sagte Meister Wahl, und verließ den Gefangenen.

## 6.

In der That, Curt Ehrhard war ein vernünftiger Mann; er hatte ein prachtvolles Geständniß abgelegt, welches Herbertus Schulz, der Registrator und hernachmals Secretarius eines hochlöblichen und hochwohlweisen kur- und fürstlich sächsischen General-Centschöffengerichts, sauber in Reinschrift gebracht, und daran besagtes Gericht eine herzinnige Freude hatte, sintemalen und alldieweilen besagtes Geständniß ein wahres Muster eines solchen, und ohne alle Marter und Pein abgelegt war. Dieses Geständniß wurde nun dem hochweisen Schöppenstuhl zu Jena übersendet, und war darauf allerdings nichts gewisseres zu erwarten, als das Todesurtheil des Inculpaten und zwar durch Feuer.

Folgendes hatte Curt in der Güte ausgesagt, und zwar laut dem Datum des Protocolles am 1. Juni des Jahres 1611.

„Es mögen nun vier Jahre her sein, als mein Bruder Cunz, der wegen Hexerei ausgetreten, mir sagen

ließ, ich möge doch zu ihm kommen, und zwar nach Stockheim. Dieß that ich und fand meinen Bruder, der mir schmerzlich seine Noth und sein elendes Wesen klagte, und wie kümmerlich es ihm ergehe. Lieber Bruder, sagte ich: es gehet mir eben auch gar klamm; ich habe nichts übrig, und gebricht mir sogar an Korn. Korn könnt' ich Dir wohl verschaffen, sagte mein Bruder. Wenn Du mir folgen willst, so will ich Dir eine Kunst lehren und Dir etwas geben, davon Du Korn bekommst. Solchen Vorschlag war ich wohl zufrieden, und so gab mir mein Bruder einen halben Pflugring, der inwendig auf der Axe gelegen hatte und gleisend war, den sollte ich in des Teufels Namen über mein Korn hängen, so würde ich dessen genug haben. Da ich nun nach Hause kam, band ich den Ring an ein Seil und that, wie mir geheißen war und läutete alle Woche nur an einem Tag, doch vier oder fünfmal in des Teufels Namen daran, so fiel jedesmal ein halbes Metzlein Korns herunter.

Nach der Hand im selben Jahre ging ich — es war am heiligen Johannestag, auf den Geißhauk (Bergwald bei Bettenhausen) in die Beeren, da stieß mir ein Kerl auf von ziemlichem Alter, in hübschen schwarzen Kleidern, der trug einen grünen Hut und redete mich an: Woher? woher? und hatte dieser Kerl drei Hündlein bei sich. So antwortete ich: von Bettenhausen, ich bin ein wenig in die rothen Beeren gegangen,

und weiter sagte ich: Er hat da drei hübsche Hündlein! — da sagte jener: Gefallen sie Dir? Wohlan ich will sie Dir verkaufen mit dem Gedinge, daß Du mein bist und den Großen verläugnest, (mit welchen Großen sothaner Kerl den lieben Gott meinte). Die Hündlein sind brav, sie können viel, und werden Dir Geld bringen.

Das hörte ich gern, daß die Hündlein mir Geld bringen sollten, denn ich war gar ein armer Schwart, und versprach des Kerls Diener zu sein und zu thun, was er haben wolle, wolle auch Gott im Himmel abschwören, und mußte ihm die rechte Hand geben, und versprach nicht mehr dem Herrn Christus, sondern ihm zu dienen.

Da ich nun die Hündlein doch nicht umsonst bekam, sondern sie kaufen sollte, so hatte ich nicht mehr Geld bei mir, als einen Groschen, den gab ich hin dafür, und glaube, hätte ich mehr dafür gegeben, so hätten sie mir mehr gebracht, denn niemals hat mir eines oder das andere mehr gebracht, als einen Groschen. Doch that es gut; die Hündlein hießen Kittel, Spanier und Wacker; sie liefen mit mir und ich that sie in den Barrn in der Scheuer oder auch in den Pferdestall. Manchesmal, etwa alle vier Wochen, kam der Kerl zu mir und fragte mich, ob ich Kornes und Geldes genugsam habe, und ich hatte immer so viel, daß ich mich damit behelfen konnte.

Meine Frau, Gott habe sie selig, hat niemals die Hündlein zu sehen bekommen, ihnen also auch niemals, wie gesagt worden ist, Brod vorwerfen wollen; auch hat sie nie an dem Kornseil geläutet, das kann ich bei meiner Seelen Seligkeit beschwören. Mein Sohn aber kann wohl jezuweilen die Hündlein gesehen haben.

Gestern ehe Meister Wahl zu mir kam, besuchte mich mein Herr unversehens im Gefängniß und sprach zu mir: Curt, Du sollst heute gemartert werden; sei gescheidt, thue was Meister Wahl Dir sagen wird, so behältst Du gesunde Gliedmaßen. Schon vor länger als einem Vierteljahr, etwann im Spätherbst oder Vorwinter kam mein Herr zu mir und sagte, ich solle ihm die Hündlein wieder geben, er wolle mir andere bringen; und so hat er sie alle drei mit sich genommen, mir aber keine andern gebracht, was mir ganz lieb war, denn ich mich seiner ganz abzuthun gedachte. Habe auch den Pflugring nicht weiter gebraucht, sondern er liegt im Kasten unter dem alten Eisen. Es war des Kornes, das er gab, gar zu wenig, und hatte ich genug geärntet, war Gottes Segen viel größer als die Gaben des Feindes. Auch die Hündlein brachten, wenn es hoch kam, die ganze Woche kaum sechs Gröschlein, und oft nur in einzelnen Pfennigen.

In meinem ganzen Leben ist mir niemals eingefallen zu stehlen. Die Hemmkette, von der die Rede in den Zeugenaussagen gewesen, habe ich damals, es

sind schon sechzehn Jahre her, der Böhmin aus Schalkheit und Schabernack abgenommen und in ihren eigenen Schoppen versteckt.

Zum heiligen Abendmahl bin ich des Jahres nur einmal gegangen, habe aber drei Jahre her auf Geheiß meines Herrn den Leib Christi heimlich aus dem Munde genommen, und denselben ihm gegeben; weiß nicht, was er damit gemacht hat. Sonst hat mir mein Herr auch geboten, Vieh umzubringen und meine Feinde zu vergeben und zu sterben, hab' aber dergleichen niemals gethan."

Das Protocoll schloß stylgemäß:

In praesentia Nicolai et Wolff Siebenfreuden, Walter Zieglers und Michael Schottens beide Centschöffen.
Herbertus Schulz.

Der neue Bericht und das Bekenntniß ging den Weg nach Jena durch einen expressen Boten, welcher rückkehrend das Urtheil mitbrachte. Es lautete für den Verhafteten wegen bekannter Verläugnung Gottes und des Heilandes, schändlichen Teufelsbündnisses und Uebung des Hexenwerkes darauf, daß Ehrhard Curt durch Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden, sein unmündig Söhnlein aber mit Ruthen gestäupt und auf ewige Zeiten Landes verwiesen, das Gütlein Ehrhards aber pro fisco eingezogen werden solle, Alles von Rechtswegen.

Aber der Himmel mag wissen, was dem General-Centgericht zu Meiningen die General-Hexenfreude verdarb? (eine Hexenfreude über etwas haben, ist noch immer sprüchwörtlich im alten Henneberger Lande.) Weder Curt Ehrhard noch sein Söhnlein Claus wurden gerichtet, der kleine Claus wurde auch nicht gestäupt.

In der alten Meininger Chronik von Sebastian Güth ist gewissenhaft verzeichnet, wer im Jahre 1611 alles blos der Hexerei halber hingerichtet worden, wie folgt:

1611.

Den 13. Februarii sind Catharina, Stoffel Lotzen Weib und Martha Schneiderin von Schmiedfeld, ingleichen Margareth Möllerin von Heinrichs — Imgleichen den 15. Martii Anna Jörgen Gramanns, gewesenen Schultheißen Weib zu Dreißigacker Wittib achtzig Jahre alt, sowohl den 11. Maji Catharina und Susanna Förschin, Mutter und Tochter von Queienfeld, und abermal im Junio fünf Personen, alle von Walldorf, sowohl auch den 29. Julii Barbara, Jörgen Wölferlings Weib, sonsten die Barchfelderin genannt, und endlich den 9. December zehen Weiber, Hexerei wegen, verbrannt, und zugleich eine Magd, so dem bösen Feind widersaget, ausgestäupt worden.

Summa Summarum in einer einzigen sehr kleinen Stadt in einem Jahre zwei und zwanzig Frauen als Hexen durch den Feuertod hingerichtet!

Curt und Claus Ehrhard von Bettenhausen waren nicht dabei! Sie waren beide von dannen, waren „dem finstern Gefängniß entstiegen" — wie Schiller so schön sagt:

nicht mehr hielt sie die schaurige Gruft;
beide, in langen, durstigen Zügen
tranken die freie, die himmlische Luft. —

Der weise Mann in Eckweisbach mochte doch wohl redlich Wort gehalten und sein bestes gethan haben. „Es wird sich alles wohl schicken!" hatte er gesagt. Und siehe — er hatte wahr gesprochen.

# Der kleine Gabelfahrer.

(Nach Akten eines reichsfreiherrlichen Archivs in Franken.)

Es war die Zeit des dreißigjährigen Krieges, das Jahr des Herrn 1627, des H e i l s ließe sich kaum sagen, denn zu jener Zeit war im lieben deutschen Vaterlande eitel Unheil; einerseits der Krieg mit allen seinen Schrecknissen und blutigen Gräueln, andrerseits die entsetzlichste Geistesverfinsterung, und namentlich in den Köpfen der Rechtsgelehrten — die zu allen Zeiten verstanden, aus Recht Unrecht und aus Sinn Unsinn herauszuklauben, wenn sie auf eine fixe Rechtsidee sich steiften.

Wir blicken, gleichsam als unsichtbare Zeugen in die Gerichtsstube des reichsritterschaftlichen Schlosses Maßbach im Dorfe Maßbach, heute zum königlich bayrischen Landgerichte Münnerstadt gehörig, damals noch unter sächsisch-hennebergischer Landeshoheit. Die Amtsstube lag im sogenannten Neuenbau, welchen die Familie derer Herren von Maßbach vor nicht allzulanger Zeit als ein Anhängsel ihres alterthümlich räucherigen Schlos

ses hatte aufführen lassen. In sothaner Amtsstube waren unterschiedliche Personen versammelt, als zunächst der wohledle und feste junge Guts-Erbe und Gerichtsherr Philipp Christoph von Maßbach zu Maßbach, weiter hochdessen Frau Mutter, eine trauernde Wittib und nicht mehr reizend wie ehedem, sondern eine hagere Gestalt mit schroffen, stolzen und strengen Zügen. Sodann Nicolaus Mergilet, Sohn oder naher Verwandter des werthgenannten Herrn Andreas Mergilet, den vordessen Paulus Melissus Schedius zum kaiserlichen Poeten gekrönt; weiland Pfarrer zu Mühlfeld und Poppenlauer, dem Ehren Nicolaus Mergilet aber wohnte nichts von der Poeterei inne. Er war gutsherrlich von Maßbachischer Diener und Amtsgerichtsschreiber, und hielt jetzt in Gegenwart gnädiger Gutsherrschaft ein Verhör mit einem armen kleinen, barfüßigen Delinquenten, „ungefähr 9 Jahre alt," des Namens Linhard, des idyllischen Schweinhirten Söhnlein, frisch und munter, nichts weniger als verlegen, ein nettes Kerlchen mit hellblauen blitzenden Augen, hochblondem Haare, höchst einfach in eitel Leinen gekleidet, sonst ohne alle Eitelkeit, ein Bübchen, das aussah, als habe es nie ein Wässerlein betrübt, könne solches auch gar nicht. Die gnädige Frau Mama und hochdero ebenfalls gnädiger Herr Sohn saßen auf alten steifen Lehnsesseln, deren Sitzbretter mit gepreßtem Leder und Pferdehaaren darunter gepolstert waren, und in den Leh-

nen allerhand geschnitztes Laubwerk mit untermischten Engelsköpfchen erblicken ließen. Der Gerichtsschreibe fühlte einen Amtmann in seiner Faust, machte sich möglichst breit, schnitzelte an seinen Federn, räusperte sich, und so er eine Brille getragen haben sollte, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er selbige mit seinem schneeweißen Facinettlein säuberlich abputzte. Hierauf tunkte Herr Nicolaus Mergilet seine Feder in das schwere bleierne Tintenfaß, als welches vor ihm stand, rückte sich eine Lage Papier zurecht, Protokollum auf selbigem zu führen, und hob nach einer Vermahnung, die lautere Wahrheit freiwillig zu bekennen, mildiglich an zu inquiriren: „Sage an, wie heißest Du?“ — „„Linhard!““ — gab der neunjährige Inculpatus zur Antwort.

„Linhard — schön — und Dein Zuname?“ —

„„Ich weiß nichts von Zunamen.““

„Stultus! Wie Dein Vater heißt?“ —

„„Säuhirt!““ —

Der Amtsgerichtsschreiber entließ schon einen Seufzer der Ungeduld. — Die gnädige Frau führte ihr kleines zinnernes Bisambüchslein an die beträchtlich weiten Oeffnungen ihres Riechorganes und schüttelte stark mit dem Kopfe. Der Amtsgerichtsschreiber fuhr fragend fort:

„Ist es wahr, daß Du die Kunst des Hexenwerks und Gabelfahrens inne hast und auch wirklich ausgeübet?“ —

„„Ja, das ist wahr!““ —

„Wann und wo lerntest Du sothane Kunst?“ —

„„Vor zwei Jahren, zu Rheinfeld!““ (Heute Rheinfelshof geheißen.)

„Und von wem lerntest Du selbige Kunst?“

„„Vom Säuhirten zu Rheinfeld!““ —

„Daß Dich! Potz Säuhirten und kein Ende!“ — Wieder fuhr die gnädige Frau mit dem Bisambüchslein an den Erker ihres Angesichts. —

„Gewiß ist es Dir vom Herzen leid, solche schnöde Teufelskunst erlernt zu haben, und bereuest das aufrichtig?“

„„Nä! — Es reut mich im geringsten nicht, denn es ist eine gar schöne freie Kunst.““ —

Gelinde Schauer des Abscheues bei dem Gerichtsschreiber und den hohen Beisitzern. —

„Du hast die sogenannte Hexenschmiere oder Salbe angewendet! Woher nahmst Du dieselbige?“

„„Ich habe niemals etwas genommen; ich habe die Schmiere gekauft, vom Todtengräber zu Schweinfurt, der hat welche, das Maaß zu einem Batzen.““ —

„Todtengräber — Schweinfurt — Maaß einen Batzen,“ — protokollirte der Inquirent und fragte

weiter: „Woraus bestehet solche Schmiere? Ist Dir solches kund geworden, so sage es offen und frei!“ —

„„Warum nicht? Sie wird aus Milch, ungetauften Kindern und andern Sachen, die ich nicht zu nennen weiß, gemacht.““ —

„Ungetauften Kindern! Schrecklich! — Wird aus solchen nicht auch noch anderes Hexenwerk bereitet?“ —

„„O ja! Man kann auch Pulver daraus machen, das ist sehr gut gegen die Mäus; wenn man von dem Pulver nur ein Körnlein einer Maus ins Maul giebt, so muß sie gleich sterben.““

„Stultus! Wenn man die Maus erst hat, braucht man nicht sothanen Pulvers, man drückt sie tod.“ —

„„Ja, das hilft auch, aber das Pulver ist besser.““

„Bei der Sache bleiben! Nicht auf Allotria verfallen! — Wie nun, wenn keine ungetauften Kinder zu haben sind?“ —

„„Dann thun es auch Jüden, die Schmiere aus ihnen zu machen, weil sie die Leute stets anschmieren!“ —

„Teufelsjunge! Höllenbrand! Hast wahrhaftig den Teufel barfüßig laufen sehen!' Wie viel Schmiere gewinnen denn die Teufelsbündner von solch einem unseligen Kindlein?“ —

„„Etwa ein Maaßer fünf bis sechs; ein Jüd, wenn er ein großer ist, giebt mehr, der giebt unmäßig viel.““

„Wissen Dein Vater und Deine Mutter um diese Deine höllischen Künste?“ —

„„Freilich wohl, sie werden doch. Jedes von uns hat seinen eigenen Schmiertopf; mein Vater geht alle Tage darüber, meine Mutter hat ihren im Schrank stehen, und wo mein Topf steht, wissen die Aeltern auch.““

„Wetter auch. Punktum! Und wie wird die oftbenannte Schmiere angewendet und zeigt ihre Wirkung?“ —

„„Wenn ein kranker Mensch damit beschmiert wird, so wird er gesund, und wenn ein gesunder Mensch damit beschmiert wird, so wird er krank und muß sterben.““ —

„Wirkt selbiges Zaubermittel auch auf Thiere?“ —

„„O ja! Warum denn nicht? Gar gut wirkt's. Wenn ich ein Thier sterben (tödten) will, so streiche ich ihm die Nase damit und die vier Füße, so stirbt's.““ —

„Horribile dictu! Sage an, hast Du wirklich solcher Sünde des Thiertödens Dich unterfangen?“ —

„„Erst ein einziges Mal oder zweimal. Es war vorm Jahr im Sommer. Meine Mutter nahm mich mit nach Rheinfeld; sie ging dorthin zu taglöhnern bei einem Bauer, sein Name ist Heikelmann, und jätete

ihm den Krautacker. Dem Bauer war es nicht recht, daß meine Mutter mich mitbrachte, meinte, da müsse er zwei Mäuler für eins fett machen, knurrte und brummte und sah mich feindselig und mürrisch an. Dieses giftete mich, und war er mir feind, wurd' ich's ihm noch mehr, wischte in den Stall und strich seinem Pferd Maul und Nase, Füße und Schweif; davon wurde es in der Nacht unsinnig und rasete sich tod vor dem ersten Hahnenschrei. Da nun der Bauer am frühen Morgen in den Stall kam, lag das arme Aas über und über mit Schaum bedeckt elendiglich aussehend dort und streckte alle viere von sich, und der Bauer wollte fast ein Narr werden vor Zorn und Aerger und fluchte alle Sankt Veite und Velten und Gott's Marterschändung, und schrie mehr denn einmal: Welcher Teufel, welcher Teufel hat meinen armen Gaul so schändlich gemartert? Ich schwieg fein stille und lachte in's Fäustchen! Der Teufel war ich gewesen."" —

„Höllenbrut! Satansjunge!" — zürnte Herr Nicolaus Mergilet im eifrigsten niederschreiben dieser seltsamlichen Bekenntnisse. — „Vollbrachtest Du solche Unthat ganz allein?"

„„Nä — es hat mir einer dabei geholfen."" —

„Wer hat Dir dabei geholfen?"

„„Mein Herr, der Geist! Belial!""

„Herr Jesus!“ schrie entsetzt die Edelfrau und es gruselte ihr sehr. „Wie sieht der Geist aus? Wie kommt er zu Dir?“

„„Scheußlich sieht er aus, und zum Fenster herein fährt er. Er hat einen schwarzen Bart und Klumpfüße, vier Finger dick und vier Finger lang.““

„Bringt er Dir oder Deinen Aeltern etwas, wenn er einfährt?“

„„O ja, gestern war er da und brachte einen Eimer Firnewein, den er zu Obereisensheim geholt. Auch bringt er jedesmal guten gelben geschlagenen Kuchen mit, den wir essen.““

„Hast Du nur diesen einen Herrn und Geist, oder deren mehrere?“

„„Immer nur einen auf einmal; der ist mein fünfter. Als ich den vorigen abdankte, that der neue Reverenz gegen mich.““

„Wie lange war der böse Geist zuletzt bei euch?“

„„Die letzte halbe Nacht, wir saßen beisammen und tranken; nachher hat sich mein Herr zu mir gelegt und hat gesungen, und ist dann in der Frühe von dannen gefahren.““

„Der Teufel hat gesungen! Das ist was nagelneues!“ bemerkte der edle Junker Philipp Christoph von Maßbach.

„Von dannen gefahren! Der Kopf schwindelt einem — man sollt' es nicht für möglich halten, wäre

solcher Unglaube nicht gottlos und erzketzerisch!" murmelte in schreiben Herr Mergilet, und inquirirte weiter:

„Hast Du auch Tänze besucht und allwo?"

„„O ja, auf der Zeusinge, das ist eine Trift mit vielen Hexenkringeln, und darauf ist auch ein Brunnen, aus dem hab' ich trinken müssen, da ich die Kunst lernte.""

„Und wann und wie oft haben solche Tänze stattgefunden?"

„„Wir haben alljährlich fünf heilige Tänze auf der Zeusinge, darunter einer auf Christtag, einer auf Ostern und einer auf Pfingsten.""

„Jesus Christus!" schrie die Edelfrau: „das nennt der Höllenbrand heilige Tänze!"

„War auch Musik bei sothanen Teufelstänzen? — Und wer machte selbige?"

„„Ja wohl, Musik war allemal dabei. Der Pfeifer Hans von Weipoltshausen und der Pfeifer Schaafbalzer von Zell machten die Musik, aber auch noch andere, so ich nicht kenne. — Die alte Valbers Cöppin allhier zu Maßbach muß leuchten und ihre Tochter Anna putzt das Licht. Die Nasenbarb tanzt auch mit und der alte Pfützenhannes mit seinem Jungen.""

„Und was genießt die verruchte Hexensippschaft bei den Tänzen?"

„„Allerhand; wir essen Hirsebrei, Fleisch, Hasen- und Gänspfeffer, auch guten Kuchen und trinken guten

Wein. Die alte Valbers Cöppin kriegt aber nur Birnmost zu trinken.""

„Verstehest Du Dich auch auf schädigen von Gras und Getraide?"

„„O ja, aber ich habe diese Kunst nicht geübt, weil sie sündlich ist. Vorm Jahr haben die Milchdiebe alles umgebracht, heuer aber wird Wein und Korn gerathen.""

„Wen verstehest Du unter Milchdieben?"

„„Die Hexenmeister! Der alte Pfützenhannes ist so einer, der hat einen Geist, das ist der rechte alte arge Teufel und hat ein kohlschwarzes Gewand an.""

„Können solche gottverdammte Hexenmeister auch Menschen umbringen? Und wie fangen sie das an?"

„„Pfützenhannes kann es, ich kann es auch, thue es aber nicht. Man braucht nur von dem Kinderpulver eine Messerspitze voll jemand in die Anken (den Nacken) zu werfen, so muß es sterben!""

Die Edelfrau stieß einen Schreckensschrei aus — es hatte sie plötzlich etwas von ihrem Kopfputz im Nacken gekitzelt — und fuhr entsetzt herum. Sie glaubte, es stehe einer hinter ihr und streue ihr Gift in den Nacken.

„Und glauben solche Teufelsbündner und Mordsbösewichter nicht an eine Strafe in der Ewigkeit?" fragte Herr Mergilet.

„„O ja! sie glauben an die Strafe. Wenn zum Beispiel der Pfützenhannes stirbt, so muß er vor der Hölle sitzen und allzeit gauzen wie ein Hund.""

Jetzt that die Edelfrau ihren Mund auf, schon lange hatte sie es gedrängt, auch zu fragen, und so fragte sie: „Wie nun, Junge, wenn Dein Herr Dir hieße, mir einen Ochsen zu sterben, wolltest Du das thun?“

„„Wenn es Ihro Gnaden mir nicht ungnädig nehmen wollen, mit Verlaub, ja — ich müßte es thun, auch wenn ich nicht wollte, denn sonst würde mich mein Herr umbringen.““

Unwillig schüttelte der Gerichtsschreiber den Kopf und murmelte vor sich hin: „Mulier taceat in ecclesia!“ machte einen Zirkumflex unter sein Protokoll und schüttete einen ganzen Strom Streusand darauf, indem er sprach: „Gnädige Herrschaft, für heute muß es genug sein. Ich erachte, daß ein hochadeliges gutsherrliches Gericht das heutige Protokollum nebst submissen Bericht durch einen reitenden Boten sonder Verzug an die hohe Landesregierung gen Meiningen schicke, und Befehl erbitte, was in dieser hochnothpeinlichen Sache weiter vorzunehmen?“

„„Thue Er solches!““ sagte die Frau Wittib von Maßbach. Herr Mergilet schellte, und der Haltunsfest trat ein; der edle Junker aber wandte sich zu dem Zauberjungen und fragte: „Du wirst sicherlich wissen, wer mir mein Pferd umgebracht hat! Das gestehe gleich auf der Stelle frei und offen!“

„„Pfützenhansen sein Junge hat's gethan, hat dem Gaul Maul und Füße gestrichen, erst gestern hat mir mein Herr das offenbart und hat es beschworen.“

„Wie schwur Dein Herr?“

„„Er hat gesagt: es ist so wahr wie Gold.““

„Man führe den Buben ab und verwahre ihn wohl!“ herrschte der Gerichtsschreiber dem Frohnknecht zu, und heitern Angesichts, guten Muthes und unbefangen folgte ihm der kleine Gabelfahrer wieder in den Kerker, der sich ihm erst am Morgen dieses Tages aufgethan.

Die Dame erhob sich und seufzte: „Was man nicht alles erlebt in dieser gottlosen, bösen, ja schrecklichen Zeit! Der Antichrist ist vor der Thüre! Ich will gehen, mich in mein Kämmerlein einschließen und das Lied beten: Vor dem Satan uns bewahr'!“

„Der Pfützenhannes und sein Teufelsbub' muß alsbald gefänglich eingezogen werden!“ gebot der gebietende Junker. — „Das wird eine schöne Hexenschmiere werden — wenn wir alle die Teufelsbündner einziehen und füttern müssen, denn dieser Befehl wird kommen, das sehe ich voraus ohne Brille.“ Damit verließ auch der Junker die Amtsstube. Der Gerichtsschreiber erhob sich, schnaufte aus und ächzte: „Höllenarbeit das, so ein Verhör macht warm, macht schwindelig — und weiter fehlt nichts, als daß zuletzt auch

die gnädige Frau fragen hilft, da würde eine schöne Confusion in das Protokollum kommen. Aber warte nur, du junger Teufelsbraten, wir wollen dir deinen Scheiterhaufen auf der verrufenen Zeusinge selbst rüsten, sollst pfeifen, wo du getanzt hast. — Hab' doch schon viele solcher Art im Verhör gehabt, aber keinen noch so jungen Höllenbrand, keinen so offen, so keck, als sei es eben gar nichts, daß seine Seele ewig verloren ist!"

Herr Nicolaus Mergilet schrieb seinen Bericht und sendete ihn ab. Anderen Tages zur üblichen Verhörstunde erneute sich die gestrige Scene; der kleine Gabelfahrer sollte einstweilen noch mehr bekennen, die gnädige Frau wollte es — so sehr ihr schauderte und grausete, so war doch ihre Wißbegier noch stärker, als ihr Abscheu und ihre Furcht — solche Bekenntnisse waren so neu, so unerhört und seltsam, und nie war ein des Hexenwerks bezüchtigter so bereit und willig gewesen ohne allen Zwang, ja selbst ohne Androhung der Folter zu bekennen.

Die hohen Beisitzer saßen, die Federn waren frisch gespitzt, der kleine Linhard stand vor den Schranken, und Herr Mergilet begann:

„Es ist kundbar geworden, und unsere hochgnädige Herrin und Frau hat es nebst ihrem Ingesinde selbst wahrgenommen, daß im Hirtenhause zur Nachtzeit vor

einigen Tagen Feuer in der Küche auf dem Heerd gebrannt und stark geplatzt hat, auch sind mehrere Thüren auf- und zugegangen. Was ist da bei euch getrieben worden?"

„„Das ist vorgestern gewesen! Da ist mein Herr, der Geist, gekommen und hat ein todes Kind mitgebracht; da haben wir ein Feuer geschürt, weil für einen großen Hafen im Ofen keiu Platz vorhanden; so haben wir das Kind in dem Hafen am Feuer gekocht. Meine Mutter hat dabei gesessen und Flitterkränze zugerichtet, zur baldigen Hochzeit des Sohnes, meines Herrn, des Geistes, für die Braut.""

„Kränze — Geist — Sohn — Hochzeit — Braut — immer toller!" murmelte Herr Mergilet, schrieb eifrig und fragte: „Was ist Dir sonsten noch bekannt von verübten Hexenwerken und Teufelskünsten? — Das sage uns offen an!"

„„Vorm Jahr arbeitete meine Mutter im Wirthshaus zu Heidenfeld, da ging es gerade wie beim Bauer zu Rheinfeld, der Wirth machte ein saures Gesicht auf mich und wollte mir nichts zu essen geben, da haben ein Hahu, zwei Hühner und ein Schwein in's Gras beißen müssen.""

„„Weiter, vor fünf Jahren hat der alte Pfützenhannes unserer gnädigen Frau auf dem Neuenbau vier Kühe und fünf Ochsen gesterbet.""

„Entsetzlich, unerhört!“ kreischte die Herrin. „Ei, und das erfahren wir erst jetzt! Gleich lasse Er den Alten in Arrest nehmen, Amtsgerichtsschreiber!“

„Sitzt schon kreuzweis an Armen und Beinen geschlossen, drunten in der Hexenkeuche, meine hochgnädige Frau!“ erwiederte Mergilet und wollte weiter fragen, da unterbrach die Rückkehr des am gestrigen Tage abgesandten Boten die Inquisition. Der Bote brachte ein Schreiben an die adelige Gutsherrschaft, welches der Junker annahm, erbrach und dem Gerichtsschreiber zur lauten Mittheilung behändigte.

Dieser ließ den kleinen Sträfling einstweilen abführen, nachdem er mit gebührender Reverenz das Schreiben empfangen und erhob sich, dasselbe stehend vorzulesen. Dieses that er auch mit Uebergehung manches weitläuftigen stylistischen Schnörkels in der Kürze, wie folgt:

„Edle, ehrenfeste, besonders gute Freunde! Wir „haben aus Eurem Schreiben nebst Beilage ersehen, „was des Viehhirten auf dem Neuenbau zu Maßbach „Söhnlein, ein Knäblein von neun Jahren, gelernten „Gabelfahrens und Hexenwerkes halber freiwillig aus„gesagt. Wann dann solches sehr nachdenklich und von „Nöthen sein will, daß deswegen allen von dem Kna„ben ausgesagten Unthaten, ob solche auch wirklich ge„schehen, auch insonderheit wegen der Schmiere bei

„dem Todtengräber zu Schweinfurt, Erkundigung ein„gezogen werde, — so habt Ihr die verdächtigen Per„sonen, soweit dieselben unter Eurem Judicium sitzen, „zu vernehmen, auch Sorge zu tragen, daß der Knabe „in Beisein seiner Aeltern und anderer von ihm ange„gebenen Personen seine Aussagen wiederhole."

„Das alles habt Ihr getreulich niederzuschreiben, „auch über der befragten Personen Leben und Wandel „Euch vernehmen zu lassen, damit die Sache vor einen „Schöppenstuhl gebracht werden könne; wie denn auch „von Nöthen sein will, damit desto behutsamer verfah„ren werden möge, auch die nächsten Nachbarn der „angegebenen Personen, so auch die Kirchenältesten „oder andere unbescholtene Leute aus der Gemeinde „über mitwissen oder nichtwissen abzuhören, und alle „Aussagen zu notiren und dem Bericht beizufügen — „dieweil sonsten auf des Knaben Aussag' wenig zu „bauen, zumal wenn er dieselbe widerrufen oder nicht „dabei bleiben sollte. Selbiger Knabe wird zuvörderst „dem Predigtamte zu untergeben und in treuer Weise „zu unterrichten sein, was es mit seinen gelernten „Künsten auf sich habe, und wenn er doch darauf ver„harren sollte, wird er mit einer derben Schulcorrec„tion, alio verbo Plätzer ad posteriora und ähnlichen „zweckdienlichen Mitteln zur Erkenntniß gebracht. Sol„ches haben wir Euch als begehrte Information nicht

„verhalten wollen, und seind Euch zu freundlichen „Diensten willig.“

„Datum Meiningen, am 14. Februar 1627.

Canzler und Räthe.“

„Diesen Bescheid finde ich sehr vernünftig!“ — nahm der Junker Philipp Christoph von Maßbach das Wort, indem er sein Tabackreibeisen und ein Tabackröllchen hervorzog, sich eine Prise abrieb, sodann der Frau Mama eine und dem Amtsgerichtsschreiber gnädiglich auch eine.

„Ich wäre nur noch auf das eine curieus“, sprach die Edelfrau: „zu erfahren, welche absonderliche Bewandtniß es denn so eigentlich mit dem Gabelfahren habe? Darüber dürfte der Linhard doch noch in unserm Beisein ernstlich zu befragen sein; wir haben wohl schon vernommen, daß die bösen Hexen auf Besen zu ihren Tänzen fahren, aber ob mit dieser Gabel eine Ofengabel oder was sonst für eine zu verstehen, und wie sothanes eigentlich vor sich gehe, das wissen wir nicht.“

„Wohl, da die gnädige Frau Mama befehlen, so lasse Er, Gerichtsschreiber, den Jungen noch einmal hereinholen und befrage Er denselben über das Gabelfahren noch insbesondere in unserer Gegenwart!“ gebot der Junker.

Linhard trat ein, ruhig heitern Blicks, wie immer; man setzte sich wieder in die würdevolle Positur und

Mergilet begann: „Du sollst uns jetzt unverholen sagen, welche Bewandniß es mit dem Gabelfahren hat; wie diese Kunst geübt wird.“

„„Da müßt' ich erst meine Gabel haben und die Schmiere““, erwiderte Linhard.

„Sothane schändliche corpora delicti seind schon beihanden“, versetzte Mergilet und winkte dem Gerichtfrohn, der alsbald ein Näpfchen holte, darin eine dicke fettige Substanz war, die nicht gut roch, weshalb die Dame eiligst und mit einem Schauer ihr Bisambüchslein zur Nase führte, der Junker, ihr Sohn aber sich abermalen eine Prise rieb und diese von seinem Handrücken in seine Nase einzog.

„„Ei, da ist es ja schon, wahrlich, wie hergehext!““ rief Linhard lebhaft aus und fuhr fort: „„Also merket wohl auf, edle Frau und edle großgünstige Herren! Da ich die Kunst lernte, war meine Mutter dabei, es war auf der Zeusinge, der Säuhirt von Rheinfeld war mit droben. Zehn Geister kamen auf einmal; ich wurde hin zum Brünnlein geführt und jeder Geist um den andern goß eine Handvoll Wasser über mich.““

„Was mußtest Du dazu sagen?“

„„Ich weiß nichts.““

„Besinne Dich, gestehe — ganz gewiß hast Du sprechen müssen: Ich schwöre — ab — den Herrn — nun? — den Herrn Jesum Chr —?“

„„Gar nichts habe ich sprechen müssen. Ich hab's gelernt und damit gut. Wolltet Ihr mir schreiben lehren, Herr Gerichtsschreiber, so wollt' ich Euch die Kunst lehren.““

„Ich begehre nicht solche gottlose Kunst zu lernen, und Du hast keine Bedingnisse zu stellen, Junge! Jetzt sage an, wie die Sache beschaffen, ohne Umschweif, wie fahret Ihr?“

„„Wenn wir fahren, so geht es nicht auf der Erde hin, sondern oben, und wenn wir wieder niederfallen, so fallen wir ganz sanft auf, wie auf ein Bette. Neulich bin ich nach Birnfeld gefahren und habe dorten zwei Eimer Wein geholt.““

„Wie kannst Du eine so große Last fortbringen?“

„„O das geht leicht, da spannt man Katzen an. Wenn einer vierzehn Katzen anspannt, so kann er ein ganzes Fuder Wein holen; neulich habe ich ein solches Fuder aus dem Spitalkeller zu Würzburg geholt.““

„Incredibile dictu! Incredibile! Zu Würzburg geholt!“ murmelte Herr Mergilet.

„„Ich kann auch einen Wunsch, wenn ich den laut bete, muß Jemand sterben!““

„Um Gottes und um des Blutes Christi Willen, schweig still“, schrie die Edelfrau. „Das ist ja ganz entsetzlich! Linhard! Du wirst doch nicht so ganz gottlos und teuflisch handeln!“ — Dabei wisperte sie schreckenbleich ihrem Sohne etwas in das Ohr. — „Fac

finem! Domina mater mea metuit eum de sua vita!“ sprach der edle Junker laut zum Gerichtsschreiber, und derselbe neigte sein Haupt zum Zeichen des Verständnisses und Gehorsams und that seine letzten Fragen:

„Wie machtest Du es denn, wenn Du Deine noble freie Kunst übtest?“

„„Ja, es ist ganz gewiß eine freie Kunst, reut mich nicht, daß ich sie lernte und Ihr müßt sie auch lernen! Ich will es Euch gleich zeigen und ich wette, wenn Ihr wieder einmal hinausreitet in den Gau, so bringt Ihr einen toden Juden mit und kocht trotz einem. Seht her! — das ist die Gabel, die hat zwei Stänglein, es thut's jeder Rechenstiel ohne die Zinken, unten müssen noch zwei Sprosseln daran sein! Und das ist die Salbe — da greift Ihr mit zwei Fingern hinein und bestreicht den Stecken durchaus und fahrt mit der Hand über die ganze Gabel; nun setzt Ihr Euch rittlings darauf, so wie ich es jetzt mache und nun kommt die Hauptsache, merket wohl auf, der Spruch:

Gerath' es fahrt,
Daß mich niemand gewahrt!
Niemand sehe,
Die rothe Spitz'!
Ich ritt, ich ritt,
Daß mich niemand tritt,
Daß mich niemand krehe! (kriege)““

Kaum hatte der Gabelfahrer die letzten Worte gesprochen, so erhob er sich schwebend, ein Windstoß riß

das Fenster auf und in einem Nu war der Zauberbub' allen aus den Augen.

Die gnädige Mama fiel mit einem gellenden Schrei in Ohnmacht. — Der gnädige Junker stand wie ein Oelgötze und alle Glieder schlugen ihm; der Centgerichtsschreiber stürzte fast vom Sessel und schellte dem Frohn — der riß die Thür auf und starrte vor Schreck, als er dem Jungen nicht mehr im Zimmer sah. Des Junkers mitgebrachter Hund zog den Schwanz ein und gauzte.

Niemals hat jemand im heutigen Landgericht Münnerstadt, dazu Maßbach jetzt gehört, und sonst in dieser Gegend den kleinen Gabelfahrer wiedergesehen und sind daher auch Acta über ihn weiter nicht vorhanden.

---

das Fenster auf und in einem Momente der Zauberkunst allen aus den Augen.

Die gnädige Mamsell fiel mit einem gellenden Schrei in Ohnmacht. — Die würdige Jungfer stand wie eine Bildsäule und alle Glieder zitterten ihr; der Gerichtsschreiber stürzte fast vom Sessel und schrie dem Frohn — der riß die Thür auf und starrte vor Schreck, als er den Jungen nicht mehr im Zimmer sah. Des Junkers mitgebrachter Hund zog den Schwanz ein und heulte.

Niemals hat jemand im heutigen Landgericht Münnerstadt, dazu Waßbach jetzt gehört, und sonst in dieser Gegend den kleinen Gebetführer wiedergesehen und sind daher auch Acta über ihn weiter nicht vorhanden.

# In optima forma.

(Nach Aktenstücken im Großherzoglichen Amtsarchive zu Kalten-Nordheim.)

Der Amtmann Samuel Ebert lächelte und tippte auf die längliche Schnupftabaksdose von gravirtem Kupferblech, auf welcher sich in zierlichen Arabeskenradirungen nach Art der Goldschmiedsgrillen hübsche Gruppen von Drachen, Vögeln und Phantasiegebilden befanden. Des Amtmanns Gehülfe, der Amtsschreiber Jodocus Grauschmied hatte ein Protocoll vollendet, und die Personen, deren Anwesenheit dieses Protocoll hervorgerufen hatte, waren theils abgetreten, theils abgeführt worden, erstere waren nach ihren Häusern gewandert, letztere in ihre Haft. Es wurden Prisen genommen und gewechselt, und der Amtsschreiber reichte seine Niederschrift dem Amtmanne zur Durchsicht und Bezeichnung. „Protocollum in optima forma — lieber Amtsschreiber, freut mich, freut mich sehr — alles wohl notiret.“ Der Amtmann las sich laut vor:

„Katharina Dietmar, Andreas Dietmars Wittib insgemein die Geißkäth genannt, gebürtig aus Kal-

tennordheim, wohnhaft daselbst, ist eingezogen worden, dieweil sie seit Jahren her der Hexerei verdächtig, und sintemalen und alldieweilen Heinz Traberts Weib am achtzehnten Augusti sechzehnhundert dreiundsechzig in scharfer Frage öffentlich bekannt hat, mit der Geißkäth und andern die Teufelstänze besucht zu haben, und zwar bei der Hexenlinde überm Dorfe Westheim."

„Bekannt hat!" — unterbrach sich Herr Samuel Ebert, und rieb sich vergnügt die Hände: „und die Geißkäth soll auch bekennen, soll, muß, wird! Was meint Er, Amtsschreiber? Wieder ein Hexenproceßchen in optima forma, in optima forma!" „„Habe nichts zu meinen, stelle alles in des gestrengen Herrn Amtmanns Beliebung. Führe getreulich mein Protocollum, Tag für Tag und Jahr um Jahr — bringt jeder Tag seine neue Plage.""

„So? Ei!" — stieß der Amtmann verwundert hervor, und murmelte dann wieder theils lesend, theils wie vortragend vor sich hin:

„Zeugenaussagen sind im Summa dreizehn — eine böse Zahl, werden wohl der Hexe scharf an den Kragen gehen! Laß doch hören, laß doch hören! Der alte Kurt Limpert, vierundsiebenzig Jahre alt, entsinnt sich Anno vierzig — ei tausend, das ist lange sehr, scheint ein gutes Gedächtniß zu haben, denn heuer schreiben wir? — Wie schreiben wir doch, Amtsschreiber?"

„„Anno Sechszehnhundert vier und sechzig!""

— „Vierundsechzig — in optima forma!“ wiederholte der Amtmann.

„— entsinnt sich, Anno vierzig — das war, wie die Baßmännischen Schnapphahnen im Lande hausten, und wie der flandrische General-Wachtmeister Gilli de-Haës in der Grafschaft Henneberg mit seinen Banditen so schrecklich hauste, bis ihn die Schweden unter Feldmarschall Banner und General-Lieutenant Holzapfel aus dem Lande trieben, und bis jene kaiserlichen Völker wiederum kamen, und dem Lande vollends den Garaus zu machen drohten, nachdem schon Anno vierunddreißig der hiesige schöne Flecken mit Amthaus, Kirche, Pfarrwohnungen und Schulen ganz und gar in Asche gelegt war. War eine bitterböse Zeit, dazumal, bös in optima forma; kostete ein Löffel voll Salz einen Groschen und ein Ei einen Batzen, wurde das Bettstroh ausgethan, um zu Heckfel für die Pferde zerschnitten zu werden. Dieß beiläufig — also dazumal hat, zeugt der alte Kurt Limpert, bei ihm ein kaiserlicher Soldat im Quartier gelegen, der fand im Nachbarhaus, war das der Geißkäth, einen Topf mit Schmiere, und eine Gabel. Jetzt frag' ich Ihn, Amtsschreiber, was hatte selbiger Soldat im Nachbarhaus zu thun?“

„„Kann nicht dienen, Gestrengen, war dazumal noch ein Schulbüblein, wollt' ich wär' es noch.““ — „Hm hm hm!“ machte der Amtmann, und fuhr fort. „Der Soldat nahm — aha! — er nahm — das

wird wohl sein Zweck drüben gewesen sein, besagte Gabel und Schmiere und trug sie in Limberts Haus. Als nun Limperts Weib das der Hexe vorhielt, und sie fragte: was denn das für Schmiere sei; so hat jene gesagt: ei Wagenschmiere, willst Du sie aber für Gänsefett essen, Trude Limpertin, so soll sie Dir vergönnt sein. Darauf hat die Limpertin Gabel und Topf sammt Schmiere in das Wasser geworfen, und dazu hat die Geißkäth gelacht. Denke Er nur, Amtsschreiber, „gelacht in optima forma!"

„„Da haben wir die Schmiere!"" versetzte Ehrn Jodocus Grauschmied trocken.

„Wo? Wo?" fragte hastig der Amtmann.

„„Je nun, im Wasser.""

„Pah! dumm — schade, wär' ein herrlich corpus delicti gewesen!"

„„Ja wohl, delicios!"" wortspielte schadenfroh der Amtsschreiber.

„Zweiter Zeuge" — fuhr Samuel Ebert fort: Caspar Dietmar, der Schwager der Hexe, hört von der Sache, ärgert sich darüber, rennt hin, zankt mit ihr, und schimpft sie auf offener Gasse eine Hexe. Was thut die Geißkäth?" —

„„Weiß nicht, war nicht dabei."" —

„Sie lacht abermals — aber wird nicht klagbar. Und was geschieht dem Caspar Dietmar?"

„„Weiß ebenfalls nicht!""

„Wird lahm, lahm in optima forma!“

„Dritter Zeuge ist eine Zeugin, Margaretha, Caspar Schirmers Wittib, ist auch lahm, kreuzlahm und lendenlahm. Hat die Geißkäth in Verdacht, und zeugt, weil sie die Geißkäth in Verdacht gehabt, so habe sie dieselbige dreimal um Gotteswillen gebeten, sie von ihren großen Schmerzen zu befreien. Und das habe die Geißkäth auch gethan.“

„„Und für diese Hülfe““ warf der Amtsschreiber ein: „muß die Geißkäth eine Hexe sein in“ —

„„In optima forma!““ triumphirte der Amtmann und nahm eine neue Prise, während der Amtsschreiber böse Blicke schoß und ärgerlich den Kopf schüttelte.

„Vierter Zeuge: Melchior Schirmer. Dieser hat zu verschiedenen Malen den Drachen in das Haus der Geißkäth einfahren sehen.“

„„Dummkopf!““ murrte der Amtsschreiber vor sich hin.

„Wer?“ fragte der Amtmann.

„„Er! — Der Schirmer nämlich!““

„So! Warum?“

„„Weil es keinen Drachen giebt!““

„Amtsschreiber, schwätz' Er nicht solches unsinniges und gottloses Zeug! Ich dächte, wenn Er Seine Frau ansähe, müßt' Ihm der Glaube von selbst in die Hand kommen, blos vom schauen.“

„„Reciproce, Euer Gestrengen!““ versetzte Grauschmied mit spöttischem verneigen.

„Fünfter Zeuge,“ fuhr der Amtmann mit Kopfschütteln fort: „ist wieder eine Zeugin, Gertraut, Claus Grießmanns Wittib; hat mit Melchior Schirmers Weib auf der Gasse geredet, kam die Geißkäth daher, und fragte: Was habt Ihr übles von mir zu reden? (Wäre in der That also gewesen, daß beide Weiber von Ihr gesprochen.) Fragte die Gertraut: Wer sagt Dir, daß wir von Dir reden? Da hat die Geißkäth erwiedert: Mein kleiner Finger! Und dazu hat sie — was hat sie dazu gethan?“ —

„„Geweint, ohne Zweifel!““ antwortete spöttelnd der Amtsschreiber.

„Gelacht hat sie, und nicht geweint! Daß Er's weiß, Amtsschreiber!“

„„Weiß es gar wohl Gestrengen, hab' es ja selbst ad protocollum genommen.““

„Ach, Er weiß den Henker was Er schreibt in optima forma!“ —

„„Bedanke mich schön!““

„Sechster Zeuge: Heinz Lurz, ist der Geißkäth, seiner Base, vier Thaler schuldig gewesen, und hat ihr diese Schuld abbezahlt, bis auf sechs Kopfstücke; diese hat er nicht bezahlt, und sie hat deshalb einen Haß auf ihn geworfen.“

„„Intelligo!““, — „Wie so?“ — „„Je nun, Gestrengen, wenn einer einem schuldig bleibt und bezahlt niemals, so pflegt das im menschlichen Leben insgemein so zu geschehen, daß der andere einen Haß auf den bösen Zahler wirft, und sein Geld mit Ungestüm fordert““ — „Recte dixisti! Er trifft den Nagel, Amtsschreiber. „Die Geißkäth forderte ihr Geld mit Ungestüm, und als einst der Heinz Lurz im Häslichsfeld gedüngt hatte, und leer heimfährt, tritt ihn die Geißkäth an bei der Schenkwiese und heischt das Geld unter schimpfen und schmähen. Er peitscht sie von den Pferden hinweg, und schimpft sie eine Bluthexe. Sie geht brummend und scheltend fort, nach dem Häslich, und klagt nicht in optima forma.“

„Siebenter Zeuge, Lips, des Wachtmeister Georg Sohn von Kaltennordheim, Ackerjunge bei Heinz Lurz, funfzehn Jahre alt, zeugt, als er mit seinem Herrn an den Acker gefahren, da habe er mitten im Weg ein Kreuz, von Hölzern gelegt, erblickt, so daß das Handpferd darüber gehen müssen. Auf dem Rückweg springt Lips vom Wagen und zerstört sothanes Kreuz, indem er es auseinander wirft, demohngeachtet wird das Handpferd krank, steht vier Tage, und am fünften fällt es um und krepirt. Und nach aber vier Tagen stirbt auch der Sattelgaul in optima forma.“

„Achter Zeuge, der Feldmeister Urban: Als dem Heinz Lurz auch das dritte Pferd krank geworden, habe

letzterer ihn gerufen, und da habe er befunden, daß dem Pferd die Schwefelkerze gebrannt sei. Weiß Er, Amtsschreiber, was das heißen soll: die Schwefelkerze?"

„„Nein, Gestrengen! Ich pflege nur Unschlittkerzen zu brennen oder Rüböl!""

„Das ist ein heidnischer Teufelsaberglaube, Amtsschreiber. Das Hexenpack macht sich eine Kerze von Jungfernpech und Schwefelblumen; der Docht muß vom Hemde eines unschuldigen Mägdleins gedreht werden. Nun wird das arme Vieh, welchem die Kerze gebrannt werden soll, in die Gedanken genommen, und ein gottverdammter Teufelssegen dazu gemurmelt, und so wie die Kerze verbrennt, verbrennen dem armen Vieh die Eingeweide, und es muß elendiglich darauf gehen."

„Incredibile! — vanitas — vanitatum vanitas!" murmelte der Amtsschreiber abermals mit Kopfschütteln.

„Ist darauf der Heinz Lurz mit dem Feldmeister zur Geißkäth gegangen, als welche beide stark in Verdacht gehabt, daß sie dem Vieh die Kerzen brenne, und hat Lurz zu ihr gesagt, sie bringe ihn ja um alle seine Pferde, und ihn mit Weib und Kind an den Bettelstab. Wenn sie nicht nachließe, so wolle er sie öffentlich anklagen. Aber Geißkäth lachte abermals und erwiederte, es sei alles erlogen — sie habe es nicht gethan, könne und werde auch so etwas nie thun — er möge nur klagen wenn und wo er wolle, sie selbst aber habe nicht geklagt."

„Neuntens, eine Zeugin, Anna, Hans Lurzens Weib, Heinzens Mutter, bestätigt, was sie bereits in Martin Schirmers, des Bäcken Haus, gesagt, daß sie fest glaube, die Geißkäth habe ihren Mann ein lahmes Bein gemacht.“

„Zehnter Zeuge, der Gemeinhirte und wohlbestallte Nachtwächter allhier, Georg Teich, sagt aus, die Geißkäth habe eine schwarze Kuh mit stumpfen Hörnern unter das Vieh gesandt, selbige Kuh habe am Schwanz drei ungewöhnliche Krümmen, und wenn die Kuh etwas habe vornehmen wollen, so habe sich der Ringelschwanz geregt, als ob etwas lebendiges in ihm sei. Die Kuh sei dreimal wie ein böser Junge unter das Vieh gesprungen, habe es mit den stumpfen Hörnern angeregt, und es so zusammengetrieben und untereinander gehetzt, daß Georg Teich vermeint, es werde alles zu Boden stürzen.“

„Nun, was dünket Ihm, Amtsschreiber, von sothaner Kuh und ihrem Schwanze?“

„Mich bedünket, Gestrengen, daß sothaner ungeberdigen Kuh Frau Mutter sich an einer Sau versehen und sie mit einem geringelten Sauschwänzlein zur Welt gebracht, und daß es sehr gut sei, daß selbige stumpfe Hörner habe, und keine spitzigen.“

„Ei wie spitzfindig! Dünket Ihm nicht, daß es eine Teufelskuh?“

„„Nein! Das alles sind Phantasmata, Hirngespinnste hirnverbrannter Leute.““

„Auch gut, sequens! Eilfter Zeuge, Hans Dill, kam dazu, wie der Hirte sein Vieh in das Wasser hinter der Burg trieb; einiges Vieh blieb auf dem Acker stehen, da lief mit einemmale die Kuh der Geißkäth aus dem Wasser, die andern ihr alle nach in mächtigen Sätzen und alles stob und stürzte übereinander, und Hans Dilles Kuh ist endlich nicht wieder aufgestiegen, vielmehr liegen geblieben, dieweil sie einen Schenkel gebrochen, und hat müssen abgestochen werden. Als dieß geschehen, ist die Geißkäth gekommen, hat ihre Kuh geholt und an einem Strick nach Hause geführt.“

„Zwölfter Zeuge, respective Zeugin: Trine, des Hirten Georg Teich Eheweib, Ziegenhirtin allhier, zeugt, daß die Geißkäth ihrem, der Hirtin kleinem Söhnlein einen Wenpfennig *) gegeben, welchen das Kind ihr, seiner Mutter überbracht, darauf sie, die Hirtin, starr voll Ungeziefer geworden.

Schauderhaft! in optima forma! Was sagt Er dazu, Amtsschreiber?

„„Nichts — ich habe darüber meine eigenen Gedanken, Gestrengen — will selbige aber in petto behalten.““

---

*) Wenen, mittelhochdeutsch, für gewöhnen, entwöhnen, Abgabe für junges Vieh, wenn es zur Herde kommt.

„Ad libitum!“ Dreizehnter Zeuge, Hans Limpert, des alten Kurt Limpert Sohn, dreiundfunfzig Jahre alt, sagt aus: Geißkäth sei seine nächste Nachbarin, und sei früher täglich herüber in sein Haus gekommen, endlich aber habe er's ihr verboten. Auf Befragen warum? zeugt Hans Limpert, daß ihm eine Kuh und drei Schweine gestorben seien, wisse nicht wer Schuld daran habe, doch ruhe sein Verdacht auf der Geißkäth. Habe schon dem vorigen gestrengen Herrn Amtmann sein Leid geklagt, der habe aber immer gesagt: Laßt sie nur gehn, sie wird ihren Lohn schon noch bekommen.“

„Species facti et indicia quantum satis!“ endete der Amtmann seine Vorlesung. „Das Proceßchen ist fertig in optima forma, muß brennen — hilft nicht vor Gott und ach Gott. Müssen hier in Kaltennordheim auch einmal ein Hexengaudium haben, nicht? Was meint er Amtsschreiber?“ —

„„Unsinn!““

„Unsinn? Ja, den hat Er stets im Kopf. Oder soll es etwa nicht sein? Drüben in Meiningen verbrennen sie alle Fingerslang solche Hexen, erst im letzten October ist die — Catharina Bärthin lebendig justificirt worden und heuer im Mai die Dorothea Erk mit dem Schwert gerichtet und dann verbrannt, und die Esther Fleischmännin hätte auch daran gemußt, wenn ihr nicht, wie man vermuthet, der böse Feind im Ge-

fängniß das Genick gebrochen, daher sie unter den Galgen begraben worden. Auch sitzt noch ihre Schwester Dorothea Fleischmännin, und wird noch im nächsten Herbst daran kommen — in optima forma."

„„Es ist gräulich!““ seufzte der Amtsschreiber — und ein Schauer ging durch seine Seele.

„Wir haben nun in optima forma anderweites nochmaliges Zeugenverhör anzuberaumen, darauf Inquisitin in Güte zu befragen, ihr drei Tage Bedenkzeit zu geben, sie nochmals zu verhören, mittlerweile an hohe Landesdirektion und Oberaufsicht nach Eisenach zu berichten, und das weitere zu gewärtigen, welches weitere zuversichtlich vorauszusehen und erfolgen wird in optima forma."

Nach diesem Zwiegespräch in der Gerichtsstube begaben sich die beiden Beamten zu Tische und beraumten auf den morgenden Tag das abermalige Zeugenverhör an.

---

Es war ein eigenthümlicher trauriger Anblick, die Bauern und Bäuerinnen zu sehen, die vor Gericht geladen waren, und auf dem Vorsaal des neuerbauten Amthauses des Augenblickes harrten, wo der Gerichtsfrohn sie hinein in das Verhör rief. Diese theils listigen und frechen, theils stieren und dummen Gesichter, auf denen völlige Unwissenheit, sinnloser Wahnglaube, fast blödsinnige Gleichgültigkeit oder heimlicher

Groll zu lesen war! An diesen wie an den Kleidungsstücken war zu erkennen, daß ein armseliges, zerlumptes, heruntergekommenes, durch den langen verderblichen Krieg verarmtes und entsittlichtes Volk jetzt im Lande wohne, und an der Furchtsamkeit, die aus manchen Mienen blickte, war leicht zu erkennen, daß dieses arme Volk nach dem lastenden, doch vorübergegangenen Drucke der Kriegsbedrängnisse, jetzt unter der Beamtenherrschaft seufzte und von dieser in jeder Weise geknechtet wurde.

Der Gerichtsfrohn öffnete die Thür des Sitzungszimmers der Amtsstube, darin neben Amtmann und Amtsschreiber, die geordneten Gerichts-Schöppen als Beisitzer bereits Platz genommen, und rief die Zeugen herein, einen nach dem andern.

„Curt Limpert!“

„„Hier!““ — Ein zitternder Greis auf einen Stab gestützt, wankt zur Thüre. Der Frohn reißt ihm den Stab aus der Hand, und wirft diesen schallend zu Boden. „Will der alte Lurz wohl gar einen Stecken mit in die Gerichtsstube nehmen? Weiter fehlte nichts!“

„„Ach Gott, ach Gott!““ seufzte der gebrechliche Alte, und hält sich mit seinen schwachen Händen an den Thürpfosten, und wankt in das Zimmer. Er kann kaum stehen, aber er muß dennoch stehen, es wäre das allererste Mal, daß der gestrenge Amtmann irgend einen vor sein Gericht geladenen hätte niedersetzen lassen. Setzen

ließ er die Leute für sein Leben gern, und in optima forma, wie er immer sagte, in der Gerichtsstube niedersitzen aber ließ er keinen.

Dem alten Limpert wird vorgelesen, was er gezeugt, er bestätigt alles und ist froh, bald entlassen zu werden. Sein Weib Magdalene, die jetzt gerufen wird, reicht ihm den von ihr aufgehobenen Stab, und tritt ein. Sie solle jetzt alles sagen, was sie über die Geißkäth wisse.

„Ich weiß über die Geißkäth gar nichts, als daß die Leute im Dorfe sagen, sie sei eine Hexe.“

Ob sie nicht Anno dazumal die Geißkäth wegen Schmiere und Gabel befragt, und letztere beide Stücke ins Wasser geworfen, und warum sie das gethan?

Das ist eine alte Schmiere, kann mich dessen kaum noch entsinnen; mag wohl Wagenschmiere gewesen sein — ich warf sie in das Wasser, weil die Schmiere und die Gabel stanken, und ich einen Ekel vor beiden empfand. Wollt's nicht in meinem Hause haben.

„„Sothanes Bekenntniß ist nicht in optima forma!““ sprach der Amtmann. „Und was sagte Geißkäth dazu?“

„„Gar nichts, gestrenger Herr Amtmann, sie lachte, und ich muß auch lachen.““

„Weshalb mußt Du lachen, Magdalene Limpert?“

„„Weil eine so alte Schmiere jetzt nach vierundzwanzig Jahren wieder aufgewärmt wird.““

„Nicht raisonniren! sonst wird man Dir mores lehren in optima forma! Abtreten. Caspar Dietmar, alt sechsundfunfzig Jahre, herein!“

„„Caspar Dietmar!““ schreit der Frohn hinaus, und in die Gerichtsstube hinkt ein Bäuerlein und fällt vor eitel Angst fast auf die Knie. Soll seine Aussage wiederholen. Caspar Dietmar wiederholt und bestätigt alles, und noch etwas darüber. Er habe auch den Drachen gesehen. „Wie sah der Drache aus, und fuhr er wirklich in das Häuslein der Geißkäth?“

„„Wie der Drache aussah? Ach lieber gnädiger Herr Amtmann! Straf' Er mich nur nicht — er sah gar nicht aus — er war eitel ein Feuer — ja, das kann ich beschwören — ein eitel Feuer war's, und flog auch nicht in das Haus der Geißkäth, sondern weberte nur so drum herum.““

„Flog drum herum — in optima forma — ad protocollum Amtsschreiber — dürfte noch mehr Feuer um besagte Geißkäth herum webern. Abtreten! Zeugin Margaretha, Caspar Schirmers Wittib, herein!“

Der Frohn rief und die Gerufene kam; eine Bäuerin von drallen und prallen Formen und festem kecken Wesen, aber dabei dennoch lahm, hinkte sie herein.

„Was ich gesagt habe, gestrenger Herr Amtmann, das habe ich gesagt, und dabei bleibe ich. Die Geißkäth, das sage ich, ist eine von der siebenten Bitte des heiligen Vaterunsers, wo man spricht: erlöse uns von

dem Uebel. Der ganze Flecken fürchtet sich vor ihr — es sind nur noch wenige Häuser, in die sie eintreten darf; mich hat sie lahm gemacht, das schwör' ich zu Gott, weil ich ihr einmal sollte dreschen helfen, und das that ich nicht — nein, absolut nicht — da wurd' ich lahm im Arm, und da lief ich hin zu ihr, und schrie sie dreimal an, mir doch um Gotteswillen zu helfen, und da sagte die Geißkäth zu mir: Schirmern, Du bist eine dumme Gans, und gebehrtest Dich gleich einer Närrin! Hebe Dich von hinnen! Jetzt ging ich und drohte ihr, sie zu verklagen, da kam sie am Nachmittage und hatte ein Bürdlein Kräuter, Sanikel, Beschreikraut, Ottermennige, schwarzen Andorn und Teufelsabbiß, damit sollt' ich den Arm reiben, das that ich, und da ließen die Schmerzen gleich nach — aber hernach hab's ich's desto ärger in die Hüfte bekommen, da sitzt's noch und will nicht wieder heraus, und das hat niemand gethan als die alte schandbare Wetterhexe!"

„Genug! genug! Beliebe jetzt Dein Maul zu halten, Margaretha Schirmer und tritt ab! Der Bäck soll eintreten, Melchior Schirmer, der Schwager dieser Bäuerin!"

Der Bäcker erschien, von Mehl überstäubt, ein Mann von 51 Jahren. Soll bestätigen, daß er öfter den Drachen in das Haus der Geißkäth fahren sehen, und wie der Drache ausgesehen habe.

„Gesehen hab' ich den Drachen, gestrenge Herren, o ja, war halt ein feurig Ding, so groß wie mein Backofen, und hatte einen Schweif, mit Ehren zu melden, sechs Schürstangen lang, und so dick, wie ein Balken. Daß selbiger Drach just in das Häuslein der Geißkäth gefahren, schien mir zwar so, kann's aber nicht beschwören, denn ich war nicht nahe dabei."

„„Hättet sollen dabei sein Bäck! Denn was nicht beschworen werden kann in optima forma, hat kein Gewicht, ist leere Ausrede! — Abtreten! Die Zeugin Catharina Schirmer, des Bäcken Eheweib, herein!""

Die Gerufene kam — auch eine stämmige Frau, die ebenso wenig Zuneigung zur Geißkäth an den Tag legte, wie die andern, aber demohngeachtet verrückte sie das Concept. „Es ist mir nach der Hand beigefallen" — sprach sie: „daß wir, als ich mit Claus Griesmanns Wittwe auf der Gasse sprach, und die Geißkäth dazu kam, nicht von ihr, sondern von Löbers Käther gesprochen haben, daher war die Vermuthung der Geißkäth irrig, und ihre Behauptung ein Lug."

„„Daß Dich! Daß Dich! Heute so und morgen so! Warum wird nicht bei der Stange geblieben? Will sagen bei der Aussage, wie sie einmal feststeht ad protocollum in optima forma? Marsch hinaus! Gertrud, Claus Griesmanns Wittib, herein!""

Gertrud naht mit blödsinnigem Wesen, sie bejaht alles, was man sie fragt. Wäre sie gefragt worden,

ob sie selbst eine Hexe, so würde sie es wahrscheinlich auch bejaht haben. Ob sie mit der Zeugin Catharina Schirmer von der Geißkäth auf der Straße gesprochen? — Ja! Oder von der Löbers Käther? — Ja! — Ob sie die Geißkäth für eine Hexe halte? Ja! — Ob sie glaube, daß die Geißkäth den Caspar Dietmar und die Margaretha Schirmer lahm gemacht habe? — Ja! — Der Gestrenge rückte ungeduldig auf seinem ledergepolsterten Amtssessel und Richterstuhl umher, endlich rief er zornig: „Hinaus mit dem Ja! Vernünftigere Zeugen herein! Hölle! Wem haben wir denn noch in optima forma?“

„„Heinz Lurz, Euer Gestrengen!““ — antwortete auf diese Frage der Amtsschreiber.

„Also — Heinz Lurz herein!“

Der unglückliche Pferdebauer trat ein; ein ernster, ruhiger Mann von 33 Jahren, dem man den Schmerz über seinen erlittenen schweren Verlust nur zu sehr ansah. Er wiederholte die Erzählung dieser seiner empfindlichen Verluste, erzählte alles, bestätigte alles bereits ausgesagte, und weinte, als er erwähnte, daß ihm binnen 13 Wochen 8 Pferde, die vorher alle frisch und gesund gewesen, gefallen seien.

Alles dieß und das früher ausgesagte bestätigten auch die ferneren Zeugen, Lips, des Wachtmeisters Sohn, Ackerjunge bei Heinz, und Urban, der Feldmei-

ster, welcher sich nun auch des breitern über das brennen der sogenannten Schwefelkerze ausließ.

Jetzt wurde ein ganz neuer Zeuge hereingerufen, Hans Lurz, des Heinz Bruder, Kirchenältester, 67 Jahre alt — ein Mann, von dem die Rede ging und kundbar geworden, die Geißkäth habe ihn behext. Der betagte Mann trat mit der Würde ein, die das Amt eines Kirchenältesten erheischt. Er hatte die Physiognomie eines Mystikers, den Ernst eines Leichenbitters und die Gestalt einer Hopfenstange.

Aufgefordert, vor Gericht ohne Hehl alles zu sagen, was er von der Geißkäth wisse, sprach Hans Lurz mit salbungsvollem Tone: „Es mögen wohl zweiundzwanzig Jahre her sein, daß ich der Geißkäth eine Kuh verkaufte, die sie mir schuldig blieb, und nicht bezahlte. Da ich mein Geld nothwendig brauchte, so mußte ich klagend gegen die Geißkäth auftreten, und das Gericht nöthigte sie, zu zahlen. Darauf warf sie auf mich einen Groll und Gram, und es dauerte gar nicht lange, so kriegt' ich's fürchterlich in den rechten Schenkel. Es zog mich, und brannte darin wie Feuer, und ich konnte weder gehen noch stehen. Indem ich die größten Schmerzen litt, ließ ich sie rufen, und bat sie um Gottes Willen, mich meiner Schmerzen abzuthun, denn sie und niemand anders, habe mir diese zuwege gebracht. Die Geißkäth aber lachte mir ins Gesicht, sagte nicht ja und nicht nein zu meiner Rede." —

„„Sagte nicht nein! Ad protocollum in optima forma!““ unterbrach der Amtmann den Zeugen.

— „und ich behielt mein Leiden — fuhr der Zeuge fort, bis mir gerathen wurde, nach Bettenhausen zum alten Böhm zu gehen, und den um guten Rath zu bitten. Böhm sagte zu mir: Hans Lurz, Du bist ein Esel, daß Du so lange gewartet hast! Hättest Du nur noch über das halbe Jahr gewartet, so wäre Dir nicht zu helfen gewesen; so aber ist's noch gut, und kannst noch kurirt werden. Geh heim, nimm ein Schwalbennest, siede es in Wein, und schlage die Masse so warm, als Du es leiden kannst, um Deinen Schenkel, wiederhol' es ein paarmal, so wirst Du Wunder sehen. Probatum est.“

„Und richtig, das Schwalbennest war probatum, mit sammt dem Wein — es wurde von Tage zu Tage besser. Die Geißkäth aber hat mich nicht verklagt.“

„„Nicht verklagt in optima forma!““ wiederholte der Amtmann mit seiner angewöhnten Redensart. „Und nicht nein gesagt. Sequens! Der Zeuge Georg Reich, der Hirte soll vortreten!“

Auch dieser Gerufene erschien, ein Mann von 46 Jahren, in arg zerlumpter Tracht, und befragt über das Ereigniß mit der Kuh der Geißkäth, bestätigte er alles bereits im früheren Verhör nach seiner Aussage niedergeschriebene. Auf Befragen antwortete er, daß wohl an fünfmal jene verrufene Kuh so toll gethan; wenn sie auf das Vieh losgerannt, sei alles brüllend geworden,

und wenn er ihr gewehrt habe, so sei sie auf ihn gesetzt, und er habe Noth gehabt, sich ihrer zu erwehren. Endlich sei auf seine Klage der Geißkäth befohlen worden, die Kuh abzuschaffen, und da habe diese auf ihn, den Hirten, einen giftigen Haß geworfen. „Eines Sonntags“, fuhr Georg Reich fort: „ging ich in die Kirche, führte mich mein Weg am Hause der Geißkäth vorbei. Das alte häßliche Weib sah im langen, hagern, nackten Hals aus dem Fenster, und die grauen Haare hingen ihr ungekämmt um den Kopf. Sie zwinkerte mit ihren rothen Augen nach mir hin, ich bot guten Morgen und statt des Dankes spuckte sie dreimal nach mir aus.“

„„„Spuckte dreimal in optima forma! Hört Er, Amtsschreiber?““ wiederholte und fragte der Amtmann, und beendete das zweite Zeugenverhör.

Als alle abgetreten sind, wird die angeklagte vorgeführt; sie ist eine arme alte Häuslerin, kinderlos, fernher in das Dorf gewandert, ihre Lebensgeschichte liegt im Dunkel, man sagt, sie sei vornehmer Abkunft; sie lebt ganz allein, baut mit harter Anstrengung ihr kleines Stückchen Land, geht ins Holz und trägt sich im Herbst ihr Winterfeuer zusammen. Niemand thut sie etwas zu leide, ließe gern die ganze Welt in Ruhe, wenn man nur sie in Ruhe lassen wollte, hat aber rothe Augen und im Gesicht einen lauernden schadenfrohen Zug, ein stechendes Lächeln.

Jetzt soll sie bekennen, daß sie eine Hexe sei, gegen zwanzig Fragen werden ihr vorgelegt. Es wird ihr nicht vergönnt, durch irgend jemand vertheidigt zu werden — auch wird ihre Aussage stets durch neue Fragen unterbrochen oder verwirrt. Die Aussage der alten Frau Katharine Dietmar, vulgo Geißkäth war im Zusammenhang etwa die folgende: „Wenn ich eine Hexe sein soll, dann weiß ich's, dann bin ich eine, schreibt es nur hin, gestrenge Herren! Aber wie ich zur Hexenschaft gekommen sein soll, das ist mir unbekannt. Nie ist mir eingefallen, mit dem bösen Feinde einen Bund zu machen; ich kenne diesen bösen Feind gar nicht, meine Ankläger und die treulosen meineidigen Zeugen, das sind meine bösen Feinde, die kenne ich gar wohl, und Gott kennt sie auch und wird sie finden! Nie habe ich Teufelstänze besucht, nie einen Drachen gesehen, ebenso wenig einen Topf mit Hexenschmiere besessen, auch keine Hexengabel. Weshalb ich die Beschuldigungen still ertrug und ohne zu klagen? Weil ich sie verachtete. Auch der Heiland schalt nicht wieder, da er gescholten ward! Wozu hätte ich klagen sollen, ich armer alter Wurm? Was hätte es mir genützt, wenn ich andern vielleicht geschadet hätte? Sind Leute im Dorfe lahm, wo ist der Beweis, daß ich sie lahm gemacht? Und habe ich mit meinen Heilkräutern die Schirmerin kurirt, ist das nicht Teufelsdank von ihr, daß sie mich anklagt? Eben so wenig bin ich schuldig daran,

daß dem Heinz Lurz die Pferde gefallen sind. Er hätte sie besser halten sollen, so würden sie wohl nicht gefallen sein!"

Als sich so die alte Angeklagte mit ungleich mehr Vernunft vertheidigte, als mit welcher sie verhört wurde, wie das so häufig der Fall ist — nickte der Amtsschreiber zu jedem ihrer Redesätze, und schüttelte der Amtmann den Kopf und murmelte: „Hm, hm, hm! Negat in optima forma!" Darauf begann er weiter sein forschendes verwirren sollendes Fragen, über die verdächtige Kuh, die Hirtin und sonstiges.

Die Geißkäth sagte aus: „Die Kuh kaufte ich zu Reichenhausen, ich sah ihr nach Kopf und Maul und Euter und nicht nach dem Schwanz; jedenfalls hat diesen die Kuh mit zur Welt gebracht, wie mancher Mensch seinen Verdruß." — Da mit solchem unliebsamen Auswuchs auch Ehren Samuel Ebert in etwas von der Mutter Natur bedacht war, so machte es die Alte mit ihrer spitzen Anspielung darauf eben nicht gut. „Vom Wesen der Kuh auf der Weide" fuhr sie fort: „weiß ich nichts; ich ging nach der Trift, meine Kuh heim zu führen, weil ein Junge gelaufen kam, und durch den ganzen Ort schrie, die Kühe sind alle toll, es ist eine Raserei unter sie gefahren! Die Raserei, das werden ein Paar Hurnauspen gewesen sein, die manchmal ein großes Geschwürm machen. Mit mir ging meine Kuh ganz fromm, ich führte sie an einen dünnen Strick nach

Hause. Wenn der Hirte sagt, das Vieh sei wild gewesen, so wird es wohl wahr sein. Hat es meine Kuh verursacht, so kann ich doch nichts dafür.“ — „Ich habe auf den Hirten keinen Haß geworfen, habe nicht nach ihm gespuckt, habe ihn gar nicht vorbeigehen sehen, da mir wahrscheinlich an dem Morgen, wo ich das gethan haben soll, die Sonne in das Gesicht geschienen hat, und ich vielleicht habe nießen müssen.“

„Dem Hirtenjungen habe ich einen Dreier zum Wenpfennig für mein Böcklein gegeben, wie es sich gebührt; ich habe aber noch nie erlebt, nie gehört, daß aus Dreiern Ungeziefer würde. Ist die Hirtin von dergleichen starr voll, so kommt das nicht von meinem Dreier, sondern von ihrer Unsauberkeit her. Ich wünschte viel lieber, aus salva venia Läusen Dreier machen zu können, als aus Dreiern Läuse, das wäre mir ein viel größerer Vortheil. Sonst hat mich doch die Hirtin nicht gefürchtet; oft genug ist sie zu mir gekommen, und hat mit von meinem Tisch gegessen, was ich immer bieten konnte. Und mit einem Wort: ich habe niemals weder Menschen noch Vieh beschädigt, und bin an allem und jedem, dessen ich bezüchtigt werde, völlig unschuldig.“ —

„Das Gericht“ — nahm der Amtmann das Wort: „giebt Dir, Catharina, Andreas Dietmars Wittib, hiermit drei Tage Bedenkzeit, alle Deine Aussagen reiflich

zu überlegen!“ — „Man führe die verstockte Inquisitin ab.“

„Will gar nichts gestehen, will durchaus keine vermaledeite Hexe sein in optima forma!“ zürnte der Amtmann: „hilft ihr ja dennoch alles läugnen nichts, muß dran! Es muß auch allhier zu Kaltennordheim einmal ein Exempel statuirt werden; sie sollen drüben in Eisenach und zu Gotha, zu Weimar und zu Meiningen nicht den Ruhm allein haben. Sie muß brennen, es hilft ihr alles nichts, brennen in optima forma!“

---

Die Akten des Zeugenverhöres und die Aussagen wurden rotulirt und die Anklage formulirt, und Amtmann Samuel Ebert sandte pflichtgetreu und dienstmäßig die Akten mit seinem Bericht an die herzogliche Landesdirektion und Oberaufsicht nach Eisenach; bald darauf erfolgte die Rückäußerung mit dem Befehl, die Akten nebst Bericht an den Schöppenstuhl zu Jena zu senden, und dessen Urtheil zu erbitten.

Die drei Tage Bedenkzeit wurden der armen gefangenen Geißkäth genau zu drei Wochen, denn erst nach deren Verlauf lief das Urtheil des Jenaischen Schöppenstuhls ein, begleitet von einem Befehl, den der Landesherr, Herzog Johann Georg zu Sachsen-Eisenach eigenhändig unterzeichnet hatte — den Ausspruch des Schöppenstuhles buchstäblich zu befolgen.

Dieser Ausspruch in seiner schleppenden wortreichen und widersinnigen Breite enthielt die Weisung: die Hexe mit den Zeugen Stirn gegen Stirn zu verhören, und wenn mehrere derselben erbötig, ihre Aussagen eidlich zu erhärten, so solle ihr der Scharfrichter seine Folterinstrumente vorzeigen und das Gericht sie mit der scharfen Frage bedrohen, damit sie in der Güte gestehe.

Nun war aber kaum von den Dingen die Rede und die Frage, deren die Geißkäth bezüchtigt war von ihren Nachbarn und Feinden, sondern es waren jene stehenden stets über einen Leisten geschlagenen Fragen des himmelschreiendsten Unsinns, der von den gelehrtesten Männern der Rechtswissenschaft jener Zeit ersonnen war, um die Menschen durch teuflische Qualen zur Verzweiflung, zu wahnsinnigen Geständnissen und zum martervollsten Tode zu bringen, es waren die bekannten Fragen nach der Mißtaufe, der Teufelsbuhlschaft, dem Hexenwerk, dem Mißbrauch des Sacraments, insonderheit der heiligen Hostie. Darüber solle das Gericht — so war der Wortlaut: Inquisitin, und zwar Anfangs in der Güte; und wenn sie nicht gleich zu bekenne mittelst ziemlicher Tortur, so weit es ihrem Alter und ihrem Leibeszustande nach geschehen kann, mit allem Fleiß umständlich befragen.

Während der Zeit, die inzwischen vergangen war, hatte der Tod den alten Curt Limbert abgerufen.

Die Alte wurde nun zum abermaligen gütlichen Verhör in die Gerichtsstube geführt. Sie sah sehr elend aus — die lange Haft, die schlechte Kost, die ungesunde Luft des Kerkers und ihre Jahre — das rieb schnell auf.

Im Zeugenverhöre widersprach noch einmal die Alte allen ihren Anklägern, und von den vielen, die gegen sie gezeugt, blieben nur 4 bis 5, die sich getrauten, ihre Aussagen zu beschwören. Allein sie konnten immerhin nur beschwören, was sie glaubten und dafür hielten; daß die angeschuldigten Vergehen die Geißkäth in Wahrheit begangen, das konnten sie nicht beschwören, und es war auch daran dem hochweisen Schöppenstuhl, dem Gericht und dem Amtmann nicht das allermindeste gelegen. Die Zeugen wurden des Meineides verwarnt, ihnen dann der Eid abgenommen, und dann gingen sie in ihrem Gemüthe getröstet heim, erfreut, beigetragen zu haben, ein schadhaftes Glied aus der Gemeinde zu entfernen.

Angesichts der Marterinstrumente wiederholte noch einmal Catharine Dietmar ihr wahrhaftes Bekenntniß: „Ich bin keine Hexe, es ginge gegen mein Wissen und Gewissen, wollt' ich selbst mich solcher Unthat zeihen; nie will ich meinen Herrn Jesum Christum verläugnen, nie war ich auf einen Hexentanz, und wenn es andere zehnmal behaupten; nie ist ein Drache in mein Haus gefahren! — Curt Limpert ist als ein Lügner im Dorfe

bekannt, Gott wird ihn finden. (Die Angeklagte wußte nicht, daß Gott ihn schon gefunden hatte.) Ich habe nie jemand Schaden zugefügt, auch keinem Thier. Ich kann weder Pferde noch Fliegen sterben, kenne nicht den Stammbaum meiner Kuh — ich bleibe dabei, daß ich völlig unschuldig bin, und ungerechterweise so lange im Gefängniß — muß ich aber hier auf Erden für meine Sünden leiden und dulden; so dulde ich's gern, hoffe, Gott wird es mir drüben anrechnen!"

Das war nicht ein Bekenntniß, wie es der Schöppenstuhl zu Jena verlangte, danach ließ sich gar kein Urtheil fällen, und unmöglich konnte sich der Amtmann mit demselben begnügen und die Angeklagte, auf die nicht das allermindeste zu bringen war, in Freiheit setzen.

„Die Beinschrauben!" —

Als der Henker der Geißkäth diese Marterinstrumente anzulegen begann, lachte sie laut auf, und sprach: „Ich bitte euch, bemüht euch doch nicht, Meister! Schraubt mich nicht, ich will ja bekennen!" —

„„So recht! Nur frisch gleich zu bekannt, in optima forma, wie hochweises Schöppengericht es vorschreibt, so brauchst Du keine Marter zu leiden, Geißkäth!""

Der Hohn der Hölle blitzte jetzt aus den hohlen Augen der zur Verzweiflung getriebenen alten Frau. Mit einem Blick der maßlosesten Verachtung sah sie

auf ihre erbarmungslosen Richter, und begann: „Was soll ich's läugnen, es hilft ja doch zu nichts! Ja, ich bin eine Hexe, weil ein hochweiser Schöppenstuhl zu Jena und noch ein anderes vielleicht weniger weises Gericht es so haben wollen. Ich weiß aber ein noch weiseres Gericht“ —

„Bekannt, bekannt, in optima forma, und nicht gesalbadert!“ unterbrach streng der Amtmann, und die Käth bekannte:

„Ja ich verschwur mich dem Feinde, ließ mich mißtaufen; er hieß Hans und kam nicht oft, gab mir jedesmal einen Groschen. Die Hostie mußt' ich ihm geben, daraus nebst anderen Dingen machte er ein schwarzes Pulver, das braucht' ich nur über ein Thier zu streuen, so starb es, oder über die Stellen, wo Menschen und Thiere gingen. So that ich mit Lurzens Pferden. Die Teufelstänze hielten wir einen am Walpurgistag, einen am Johannistag und einen zu Michelstag, unter einer großen Buche. Es gab dabei Fleisch und Bier; zwei Pfeifer spielten auf, die Gäste saßen an zwei Tischen; obenan saß die Frau Amtmännin zu Kaltennordheim“ —

„„Hexenweib! Willst Du schweigen!““ fuhr der Amtmann entsetzt vom Sessel, und drohte mit beiden Fäusten nach der Geißkäth.

„Nein!“ — entgegnete diese: „ich bin hier zu *reden*, wie es der hochweise Schöppenstuhl befiehlt.

Ich sage es, ich beschwöre es, ich werde darauf sterben in Gluth und Flamme!"

„At protocollum in optima forma?" fragte mit einem höhnischen Lächeln der Amtsschreiber.

„Quod non — amice!" sprach der Amtmann zitternd und bebend, (zum erstenmale nannte er den Amtsschreiber Freund; er war zum Tode erschrocken.)

„Der böse Feind spricht aus dem Hexenweibe!" zürnte einer der Schöppen.

„Und wer anderes sonst, mit Verlaub, gestrenge Herren, soll aus mir sprechen? Ihr wollt es ja so haben? Eure beiden Weiber waren auch dabei, Ihr Herren Schöppen, Hans Ludwig und Franz Schnepf, es ging hoch her. Des Wirths Bastian Weib, die alte Clausin von Westheim, und noch viele andere mehr, aber die gestrenge Frau Amtmännin, das war die Königin; Claus Hörning war Schaffner, Märten Dille war Koch."

„„Still — still nicht weiter — es ist genug!"" riefen die Beisitzer des Gerichts.

„Nein es ist nicht genug!" rief die Geißkäth — und schien große Neigung zu haben, so recht herzhaft gleich zu zu bekennen, ohne alle peinliche Tortur — aber der Amtmann gebot dem Henker, ihr die Tulpe, auch Birne genannt, in den Mund zu stoßen, und indem dieß geschah, ließ er die dadurch lautlos gemachte und entsetzlich leidende Inquisitin abführen.

Der Schreck war dem Amtmann in die Glieder gefahren, er fühlte sich gar nicht wohl — aber es mußte nun gleichwohl alles seinen Gang gehen.

Noch einmal wurde die Geißkäth vernommen; man hoffte, sie solle einiges widerrufen, sie sprach aber: „Nein, ich lebe und sterbe bei der Wahrheit, die ist traun eine süßere Frucht als eure Birne. Ich bitte Gott den allmächtigen um Verzeihung, und wißt Ihr, vor welchem höheren Gericht als eures und der hochweise Schöppenstuhl zu Jena ich mich verantworten will' und wohin ich Ihn, gestrenger Herr Amtmann feierlich im Namen Gottes lade?"

Schreckliche Stille zwei Augenblicke lang. —

„Vor dem jüngsten Gericht! Vor das jüngste Gericht! Drei Tage nach meinem Feuertode!" —

„„Weib! Du bist des Todes!"" schrie der Amtmann, bleich wie eine Wand, und die Glieder schlugen ihm, als habe er das kalte Fieber.

„Weiß es, Amtmann, weiß es! Wir werden dort mit einander vor dem ewigen unbestechlichen und allweisen Richter stehen, ich werde, unschuldig befunden vor jenen Schöppenstuhl zum Himmel eingehen, und Du wirst als erbärmlicher Schächer zur Hölle fahren!"

„„In optima forma!"" fuhr es dem Amtsschreiber halblaut aus dem Munde, daß er selbst erschrak über das unbedachte Wort — doch hatte der Amtmann

in seiner schrecklichen Aufregung dasselbe ganz überhört.

Dieser wünschte tausendmal, die Geißkäth nicht zum äußersten getrieben, nicht die Mahnung des gesunden Menschenverstandes durch seinen klügeren Amtsgehülfen unterdrückt und jener des wahnwitzigen Schöppenstuhls, der seine Feuer- und Bluturtheile mit dem Schilde des Rechts und des Glaubens deckte, befolgt zu haben. Indem diese entsetzlichen Gerichte, die Schöppenstühle, erst die Unthaten voraussetzten, deren Eingeständniß sie dann durch die Folter erpressen ließen, war es fast unmöglich, daß ein Angeklagter anders gerechtfertigt aus seiner Haft hervorging, als durch den Tod mittelst Schwert oder Feuer, und der teuflische Hohn dieser Richterstühle mißbrauchte sogar die edle deutsche Sprache, und verstand unter Rechtfertigung eben nichts, als die Hinrichtung.

Es war nun alles zu spät. Der Bericht über die Bekenntnisse der Geißkäth, zwar mit weislicher Hinweglassung der Angaben der auf den Teufelstänzen mit gewesenen Personen, erging an die Landesdirektion, und von dieser erging der übliche Befehl, die Akten zum Spruch nach Jena zu senden. Von dort kam das Urtheil des Schöppenstuhls wieder an den Landesherrn, und dieser sandte es mit dem Befehl, dasselbe ehestens und pünktlichst zu vollziehen, an den Amtmann. Es lautete in der üblichen Form: Hat Inquisitin bekannt,

daß sie — und nun folgte die Aufzählung aller jener ersonnenen Unthaten, selten die der wirklich verübten — welche die Folterqual erpreßt hatte — „so wird sie mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Von Rechtswegen." Das alles erfolgte — aber der Amtmann hatte Ruhe und Heiterkeit verloren. Als die Geißkäth auf dem Scheiterhaufen stand, schlug aus dem Dampf und Qualm und den leckenden Zungen der Flammen ein grelles, ein grausiges Lachen an sein Ohr, und der Amtmann wurde ohnmächtig.

Als er wieder zu sich gebracht war, bot ihm der Amtsschreiber eine Prise und sprach: „Nun Gestrengen! Ist das Leben wieder frisch? Das war doch einmal ein Hexenproceßchen, nicht wahr? Und in optima forma!"

„„O Amtsschreiber! Hätt ich Ihm gefolgt!""

„Es ist ein starkes Gemunkel im Ort!" fuhr jener fort: „Die Nachbarn sagen: Ist die Geißkäth eingezogen worden darauf hin, daß Heinz Traberts Weib auf sie bekannt, sie sei mit bei den Hexentänzen gewesen, so müsse auch die gestrenge Frau Amtmännin eingezogen werden, weil die Geißkäth von ihr ein gleiches ausgesagt — so wäre es nicht unbillig."

„„Unsinn! toller Unsinn!"" murmelte der Amtmann.

„Das sagte ich ja früher schon!" — spöttelte der Amtsschreiber Jodocus Grauschmied: „aber Gestrengen

beliebten zu sagen, denselben habe nur ich in meinem Kopf.“ —

Am dritten Tage nach dem Hexenbrand, genau in derselben Stunde, in welcher die Geißkäth zum letztenmale lachte — rührte den Herrn Amtmann Samuel Ebert der Schlag — und er trat vor Gottes Gericht, wohin die unschuldig gerichtete ihn geladen hatte. —

———

Gebauer-Schwetschkesche Buchdruckerei in Halle.

# Hexengeschichten

von

Ludwig Bechstein.

Halle,
C. E. M. Pfeffer.
1854.

Bechstein, Ludwig,

Hexengeschichten

Halle 1854